

Festreden

Ansprachen bei der Feier des
sechzigsten Geburtstags von Rektor
Prof. Dr. Günter Pritschow

Abschiedsvorlesung von Altrektor
Prof. Dr. Franz Effenberger

Hrsg. von Ulrich Sieber

Reden und Aufsätze
herausgegeben im Auftrag des Rektorats der Universität Stuttgart
von Ulrich Sieber

Redaktion:

Prof. Dr. rer. nat. Franz Effenberger

Prof. Dr.-Ing. Gerhard Heimerl

Prof. Dr. phil. Eckart Olshausen

Prof. Dr.-Ing. Werner Schiehlen

© Universitätsbibliothek Stuttgart 1999
Postfach 10 49 41, D-70043 Stuttgart
Telefon (07 11) 1 21-22 22; Telefax 1 21-35 02
Satz und Druck: Offizin Chr. Scheufele, Stuttgart
ISSN 0940-0710
ISBN 3-926269-29-4

Inhalt

*Ansprachen bei der Feier des sechzigsten Geburtstags von
Rektor Prof. Dr. Günter Pritschow*

Klaus R. G. Hein 9

Klaus von Trotha 11

Marcus Bierich 17

Sigmar Wittig 19

Horst Mehrländer 21

Michael Lateier 26

Franz Effenberger 29

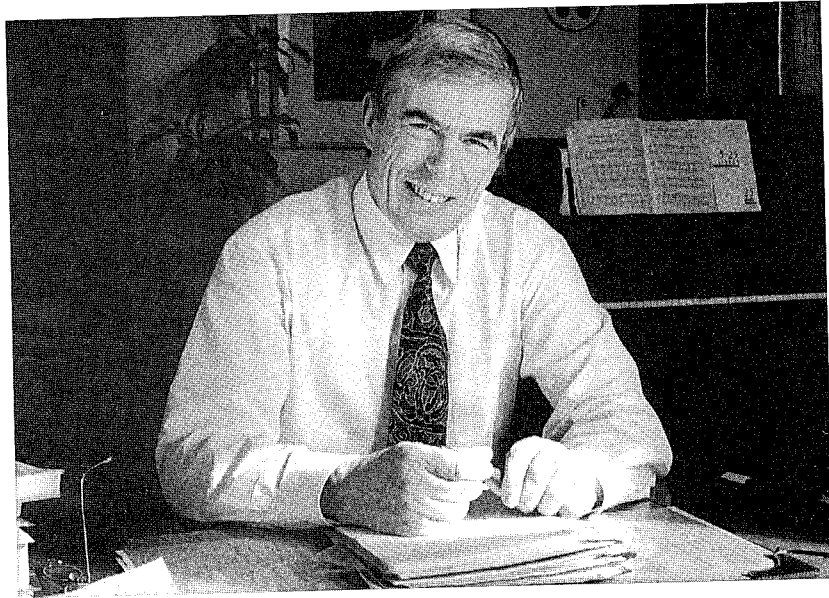
Hans Klingel 34

Günter Pritschow
Danksagung 38

*Abschiedsvorlesung von
Altrector Prof. Dr. Franz Effenberger*

Günter Pritschow
Begrüßung 43

Franz Effenberger
Abschiedsvorlesung 47



Ansprachen bei der Feier des
sechzigsten Geburtstags von Rektor
Prof. Dr. Günter Pritschow

Klaus R. G. Hein

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

im Namen des Rektorats möchte ich Sie alle zu dieser Geburtstagsfeier herzlich willkommen heißen. Wir freuen uns, daß Sie unserer Einladung so besonders zahlreich gefolgt sind.

Und ich bin sicher, daß Sie – und damit möchte ich mich an Sie, Magnifizienz, sehr geehrter Herr Kollege Pritschow wenden – daß Sie ebenso überrascht und besonders erfreut sind, daß sich so viele Gäste und insbesondere hochrangige Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft zu Ihrer Ehre als Gratulanten eingefunden haben – die ich noch später im einzelnen begrüßen werde.

Nun – warum diese Einladung?

Ein Geburtstag ist ja in erster Linie ein persönliches Ereignis bzw. eine Familienangelegenheit. In jungen Jahren ist dies besonders ausgeprägt, die Eltern erinnern sich an den Werdegang des Nachwuchses, man selbst erinnert sich an Veränderungen, Ereignisse des vergangenen Lebensjahrs und – als Kind – auch an Geschenke. Und dann stellt man plötzlich fest, daß mit fortschreitendem Lebensalter die Jahre immer schneller zu vergehen scheinen! Und sicherlich ist dies einer der Gründe, daß man auf die schöne Sitte verfallen ist, sog. runde Geburtstage besonders hervorzuheben.

Und solch einen runden Geburtstag begehen wir heute offiziell. Und da sich im Laufe eines persönlichen und beruflichen Lebens die eigentliche Familie wesentlich erweitert – Nachbarn, Freunde, Berufskollegen werden in den erweiterten Familienkreis mit eingeschlossen –, nimmt die Zahl der Gratulanten zwangsläufig zu – wie auch heute festzustellen ist.

Und diese Gratulanten nehmen einen runden Geburtstag in reiferen Jahren gleichzeitig gerne zum Anlaß, im Kreise dieser neuen Großfamilie sich – neben den wohlgemeinten Glückwünschen für Gesundheit und Erfolg – auch an den Werdegang des Geburtstagskinds und insbesondere seiner positiven Seiten, seiner Leistungen und Erfolge zu erinnern – als Dank einer-

seits und andererseits aber auch als Ansporn, in gleicher Art und Weise so erfolgreich weiter tätig zu sein. Und dies werden Sie, Magnifizienz, und wir sicherlich in den anschließenden Grußworten hören; Ihr beruflicher und persönlicher Werdegang konnte ja schon vor einigen Tagen aus der Tagespresse entnommen werden.

Lassen Sie mich Magnifizienz, hier von dieser Stelle – stellvertretend für Ihre gesamte Crew – die besten Wünsche für Ihre Zukunft aussprechen; der persönliche Händedruck – so noch nicht erfolgt – wird im zweiten Teil dieser offiziellen Veranstaltung folgen.

Erhalten Sie sich – und uns – Ihren Ideenreichtum, Ihre Schaffenskraft und dies bei hoffentlich immer bester Gesundheit.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, lassen Sie mich nun die Grußadressen der Gratulanten einleiten:

Als ersten darf ich ganz besonders den Minister für Wissenschaft, Forschung und Kunst des Landes Baden-Württemberg, Herrn Minister Dr. h. c. von Trotha begrüßen. Wir waren äußerst erfreut, sehr geehrter Herr Minister, daß Sie trotz Ihrer Terminnöte unserer Einladung gefolgt sind. Dies nehmen wir als Ausdruck Ihrer besonderen Verbundenheit mit dieser Universität und speziell mit unserem Rektor.

Klaus von Trotha

Magnifizienz, lieber Herr Professor Pritschow,
Herr Kollege Mehrländer,
Herren Wittig, Effenberger, Bierich,
Prorektor Hein,
Dr. Klingel,
Herr Lateier,
verehrte Freunde, Weggefährten und Gäste,

vergangenen Sonntag konnten Sie, Magnifizienz, lieber Herr Professor Pritschow, Ihr 60. Lebensjahr vollenden.

Wir sind hier zusammengekommen, um Ihnen aus diesem Anlaß zu gratulieren und Ihnen unsere Glückwünsche – meine und die meines Hauses – zu überbringen. Für mich persönlich ist es daneben die Gelegenheit, Ihnen ein herzliches „Willkommen im Club (der 60jährigen)“ zuzurufen.

Die Menschen reagieren auf ihren 60. Geburtstag höchst unterschiedlich: Ernest Hemingway erschoss sich wenig später/Albert Einstein schrieb relativ törichte Briefe an Roosevelt/Manfred Rommel erklärte, er sei nicht gern 60 Jahre alt geworden, aber wenn er sich die Alternative überlege, sei er eigentlich doch ganz zufrieden (er ist inzwischen über 70 Jahre alt geworden), ein Freund von mir beschrieb seinen 60. Geburtstag als das größte Nichtdasein seines Lebens.

Bei Ihnen habe ich den Eindruck, daß Sie mit Geburtstagen und Alter viel anzufangen wissen. Immerhin ist 60 Jahre ein Alter, in dem ein Leben zwar nach Jahren gezählt, aber nach Taten bemessen wird. Freilich, mir ist ein Teil Ihres Lebens geläufig, weiß aber weniger als viele andere. Also: Was gibt es zu loben und zu würdigen?

Wenn ich Ihren Werdegang Revue passieren lasse, dann fällt mir auf, daß unser Lebensalter, lieber Herr Professor Pritschow, nicht die einzige Gemeinsamkeit ist, die uns verbindet.

Ebenfalls in Berlin geboren – hat der Verständigung gut getan –, haben sie dort Ihre Kindheit verbracht. Etwa zeitgleich auch mögen wir das Studentenleben in Berlin begonnen haben. Doch hielten Sie der Stadt länger die

Treue als ich, bevor uns beide das Interesse an der Wissenschaft und der Wissenschaftspolitik unseren Platz in Baden-Württemberg finden ließ. Kompliment für uns: herauszufinden, wo die beste Wissenschaft und die beste Wissenschaftspolitik in dieser Republik betrieben wird. Ich hoffe, auch Sie haben es nicht bedauert.

Nach langjähriger Industrieerfahrung und wissenschaftlicher Tätigkeit an der TU Berlin erfolgte für Sie im Jahre 1984 der Wechsel an Ihre heutige Arbeitsstätte und die Übernahme der Leitung eines der größten Institute der Universität Stuttgart. Dem Institut für Steuerungstechnik der Werkzeugmaschinen und Fertigungseinrichtungen gilt Ihre Begeisterung, was sich nicht zuletzt daran ablesen läßt, daß Sie es mit bewundernswertem Arbeits- und Energieeinsatz neben Ihrer anspruchsvollen Tätigkeit als Rektor weiterhin und – wie ich höre – mit exzellenten Ergebnissen betreuen.

Neben dem erfolgreichen Wirken in Forschung und Lehre nahmen und nehmen Sie die Verantwortung des Wissenschaftlers bei der Mitwirkung in der Hochschul- und Wissenschaftspolitik sehr ernst. Wenn die Autonomie der Universität ihr Erfolgsgeheimnis ist, dann muß sie auch immer Männer und Frauen hervorbringen, die sich dieser Aufgabe nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in der Wissenschaftspolitik mit Kreativität, Elan und Durchsetzungskraft stellen.

Sie waren Mitglied in zahlreichen bedeutenden regionalen und überregionalen Gremien, wie etwa im Innovationsbeirat des Landes Baden-Württemberg und der Landeshochschulkommissionen in Berlin und Sachsen. Nach langjährigem Engagement im Senat wurden Sie als Prorektor und 1996 unter denkwürdigen Umständen zum Rektor der Universität Stuttgart gewählt.

Ich finde, dies ist eines der schönsten Ämter, die man für uns haben kann. Sie tragen in diesem Amte Mitverantwortung für das gewiß wichtigste Zukunftspotential unserer Gesellschaft, für die Leistungsfähigkeit und die Lebenschancen eines Landes in seiner Gesamtheit und das Wohlergehen junger Menschen. Wer an die Zukunft glaubt, muß an die Jugend glauben. Wer an die Jugend glaubt, muß an deren Bildung und Ausbildung glauben.

Forschung und Wissenschaft sind inzwischen zum bedeutendsten Rohstoff und zur stärksten Produktionskraft unserer modernen Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft geworden. Der Auftrag der Universitäten unserer Tage liegt darin, Qualität und Qualitätssteigerung der Forschung auf allen Gebieten des geistigen, gesellschaftspolitischen, naturwissenschaftlichen und technologischen Wissens zu betreiben.

Daneben muß die Qualifikation und Qualifikationsverbesserung derjenigen jungen Menschen gewährleistet werden, die solches Wissen und solche Fertigkeiten bei uns nachfragen.

Dabei stellt die Ausbildung der Studierenden einen unendlich komplexen und sensiblen Vorgang dar, in dem es darum geht, Erkenntnisdrang, Leistungsfähigkeit und Leistungsbereitschaft, Lernfähigkeit und Lernbereitschaft die bestmöglichen Rahmenbedingungen zu geben.

Auch hier stellen unter anderem die Universitäten den äußeren Rahmen dar, in dem diese Bedingungen zu schaffen sind. Sie sind gleichermaßen Bühne eines der wichtigsten Stücke, die in unserer Gesellschaft zu spielen sind und Zukunftswerkstatt unserer gemeinsamen Zukunft.

Lieber Herr Professor Pritschow, Sie haben sich als einer der klar denkenden Regisseure auf dieser Bühne oder, was Ihnen vielleicht näherliegt, als engagierter und konzeptioneller Werkstattleiter erwiesen. Allerdings denke ich, daß auch der Bezug zum Künstlerischen durchaus Ihrem Selbstverständnis entspricht, wenn ich mich an einen Ausspruch sehr erinnere, den Sie vor nicht allzu langer Zeit getan haben:

„Wir alle sind Künstler im Amt.“ (Verabschiedung von Herrn Dr. Kramer am 9.11.1998). – Macht uns allerdings auch Probleme. Als Sie uns wegen der Frau Professorin Ziegler verklagen wollten und zugleich dachten, das sei in unserem allereigensten Interesse, das war ein Kunststück.

Als Sie vor etwas mehr als zwei Jahren das Amt des Rektors übernahmen, erfolgte dies in einer schwierigen Zeit. Die Einrichtung der Hochschulstrukturkommission war gerade beschlossen worden, der Abschluß des sog. Solidarpakts stand bevor. Als gelernter Ingenieur, und den Ingenieuren ist bekanntlich nichts zu schwer, schreckten Sie diese Herausforderungen nicht.

Aus Ihrer optimistischen Lebenseinstellung heraus haben Sie vielmehr den Solidarpakt als eine Chance begriffen, zu einem Zeitpunkt, als er in seiner ganzen Bedeutung noch von wenigen begriffen worden war.

Dieses aus der Not geborene Abkommen zwischen Land und Landesuniversitäten trägt dem sinnvollen Verlangen nach mehrjähriger Planungssicherheit und nach Schaffung finanzieller Handlungsspielräume Rechnung. Es verlangt aber von Ihnen auch einen Beitrag zur Haushaltskonsolidierung des Landes in Form eines kontinuierlichen Stellenabbaus. Den damit verbundenen Zwang zu einer kritischen Überprüfung des Bestandes im Sinne einer zukunftssträchtigen Schwerpunkt- und Profilbildung zu nutzen, ist in der Tat die komplizierte Aufgabe, die von einem Universitätsrektor heute und mehr noch künftig erwartet wird.

Mit großem persönlichen Engagement, das auch vor der Entwicklung eigener Rechenmodelle nicht haltmacht, bemühen Sie sich hierfür eine Lösung zu finden, die in die Zukunft reicht: und die vor allem deshalb so imponiert, weil sie sich in Form eines Pools über die verlangten Stellenabgänge hinaus ein zukunftssträchtiges Gestaltungsinstrument geschaffen haben.

Überhaupt die Zukunft. Sie scheinen es mit Curt Goetz zu halten, der konstatiert hat:

„Man sollte die Dinge so nehmen, wie sie kommen; aber man sollte auch dafür sorgen, daß sie so kommen, wie man sie nehmen möchte“.

Drei Beispiele dafür:

- Sie haben Verständnis für den Trend zur Internationalisierung. Nach den beiden bereits etablierten internationalen Masterprogrammen „Infrastructure Planning“ und „Water Resources Engineering and Management“ will die Universität Stuttgart mit der Einführung drei zusätzlicher Masterstudiengänge in englischer Sprache neue Standards setzen.

Geplant sind die Studiengänge „Information Technology“, „Physics“ und „Computational mechanics of Material and Structures“. Sie sollen helfen, den Studienstandort Baden-Württemberg für ausländische Studierende und Wissenschaftler attraktiver zu machen und das qualitativ hochwertige Lehrangebot auch dort zur Geltung zu bringen, wo mangelhafte Deutschkenntnisse vor allem zu Studienbeginn sonst als Studienhindernis gewertet würden.

- Die von Ihnen unterstützte Initiative der Universität Stuttgart zur Förderung von Existenzgründungen, die sogenannte „Technologie-Transfer-Initiative“ ist ein zukunftssträchtiges Vorhaben, das die bislang schon erfolgreiche Verzahnung von Wissenschaft und Wirtschaft an der Universität Stuttgart weiter befördern wird.

Die hohe Attraktivität der Universität für die Wirtschaft wird derzeit unterstrichen durch 6 C4-Stiftungsprofessuren (von derzeit 15 im Land) und insgesamt 13 Sonderforschungsbereiche der DFG, zu denen in diesem Jahr 1 weiterer hinzukommen wird.

Dazu sind drei von insgesamt vier in der Bundesrepublik bewilligten Transferbereichen bei der Universität Stuttgart angesiedelt.

Das ist wahrlich eine stolze Bilanz.

- Schließlich ist es das Thema Globalhaushalt, mit dem Sie ganz persönlich die Innovationsfreude der Universität Stuttgart unter Beweis stellen

wollen. Mit dem Haushaltsjahr 1999 soll die Anzahl der Haushaltstitel von früher 180 auf weniger als 20 reduziert werden. Auf der Basis dieses weitgehend globalisierten Haushalts mit einem Volumen von über 500 Mio. DM wird die Universität Stuttgart in einem Zeitraum von 2 Jahren die kaufmännische Buchführung mit einer Kosten- und Leistungsrechnung einführen.

Ich bin sicher, lieber Herr Professor Pritschow, daß Ihnen Ihre Fähigkeiten als „Steuerungstechniker“ bei der Schaffung eines derartigen transparenten Controlling-Instruments zugute kommen werden und sie damit auch jene zur Offenlage veranlassen werden, die von der Notwendigkeit von Transparenz innerhalb der Universität erst noch zu überzeugen sind.

Auch alle anderen Herausforderungen Ihres Amtes werden Sie mit der Ihnen eigenen Mischung aus kühler Rationalität, klarem Realismus, künstlerischem Engagement und leidenschaftlichem Beharrungsvermögen angehen.

Dabei wird Ihre gewinnende humorvolle Art dazu beitragen, an der Universität ein Zusammengehörigkeitsgefühl zu schaffen, in dem Forschung und Lehre hervorragend gedeihen können. Und sie wird – wie bisher – eine angenehme Atmosphäre für Gespräche an der Universität Stuttgart nach innen und außen schaffen.

Ich könnte Sie jetzt natürlich weiter loben, aber zum einen bin ich nicht sicher, ob Ihnen dies innerhalb der Universität nun guttut und da bei Ihnen nicht die Gefahr besteht, daß Sie unterlassenes Lob selbst nachholen, fürchte ich jenen Zustand zu erreichen, den La Rochefoucauld einst so beschrieben hat:

„Was immer man Gutes über mich sagen mag, man sagt mir nichts Neues.“

Deshalb möchte ich Ihnen für die vielfältigen Aufgaben, die noch vor Ihnen liegen, die besten Wünsche für ein gutes Gelingen mit auf den Weg geben. Persönliches Wohlergehen, Gesundheit und Ausgeglichenheit mögen Sie dabei stets begleiten.

In der babylonischen Kosmologie ist 60 die „vollkommene Zahl“. Z. B. wird der Erdkreis in 6 x 60 Grade eingeteilt und die Lebensjahre von 60–70 gelten deshalb als die „glücklichsten Jahre“. Ich wünsche Ihnen, nutzen und genießen Sie die „glücklichen Jahre“.

Zusammenfassen darf ich all diese guten Wünsche und meine Überlegungen in einem Zitat, das bei Goethe nachzulesen ist (Sprichwörtlich, I, 417). Es bezieht sich auf das neue Jahr, läßt sich aber unschwer auf den Beginn

Ihres neuen Lebensjahres anwenden. Da wir aber vor einem hochschulpolitisch bewegten Jahr stehen und im Goethe-Jahr leben, möchte ich noch einen sehr persönlichen Wunsch hinzufügen in Goethescher Fassung:

„Viel Glück zum neuen Jahre. Lassen Sie uns dieses zubringen, wie wir das vorige geendet haben, mit wechselseitiger Teilnahme an dem, was wir lieben und treiben. Wenn sich die Gleichgesinnten nicht anfassen, was soll aus der Gesellschaft und der Geselligkeit werden. Ich freue mich in der Hoffnung, daß Einwirkung und Vertrauen sich zwischen uns immer vermehren werden.“

Marcus Bierich

Magnifizienz, lieber Herr Pritschow,

die Vereinigung von Freunden der Universität Stuttgart gratuliert Ihnen herzlich zu Ihrem 60. Geburtstag und wünscht Ihnen ein gesundes, glückliches neues Lebensjahrzehnt, insbesondere Erfolg bei den zahlreichen Vorhaben, die Sie zum Wohle unserer Universität in Angriff genommen haben, aber auch persönlich: Gesundheit und Freude an Ihrer wissenschaftlichen Arbeit. Sie sagt zugleich Dank für die gute Zusammenarbeit mit dem Rektoramt bei der Auswahl der Förderprojekte und der auszuzeichnenden Abschlußarbeiten. Insbesondere aber dankt sie Ihnen für Ihren Einsatz bei der Anwerbung des akademischen Nachwuchses, der engen Zusammenarbeit von Wissenschaft und Praxis auf vielen Gebieten und bei der weiteren Internationalisierung unserer Universität.

Lassen Sie mich zu jedem dieser Anliegen einige Sätze sagen.

Wir unterstützen – auch im eigenen Interesse – die Werbung für Studienanfänger in den Natur- und Technikwissenschaften, deren Begeisterung durch geeignete Veröffentlichungen und Einführungsveranstaltungen geweckt wird.

Wir tragen auch zur Anziehungskraft dieser Studiengänge bei, indem wir interessierten Studenten Praktika vermitteln und sie während dieser Zeit betreuen. Wir geben Anregungen zu Diplomarbeiten und Dissertationen. Wir gewähren Einblick in unsere Forschungs- und Entwicklungsvorhaben und bilden Gesprächskreise für gemeinsam interessierende Themen. Wir schaffen damit auch Kontakte zu den Studenten als potentiellen Mitarbeitern und vermitteln Einblick in zukünftige Berufsmöglichkeiten.

Ferner unterstützen wir die Bemühung der Universität zur Existenzgründung selbständiger Unternehmer, indem wir uns an der von Ihnen ins Leben gerufenen Technologie-Transfer-Initiative (TTI) beteiligen. Je erfolgreicher wir hier sind, desto attraktiver wird dem Studienanfänger ein naturwissenschaftlich-technisches Studium erscheinen.

Schließlich teilen wir Ihre Bemühungen zur Internationalisierung unserer Universität: Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Attraktivität eines Stu-

diums an einer deutschen Universität für Ausländer durch Einführung englischsprachiger Lehrveranstaltungen erhöht und daß der rückläufige Trend ausländischer Studenten an einem Studium in Deutschland dadurch umgekehrt werden kann. In diesem Sinne haben Sie sich während Ihrer Amtszeit für die Einführung englischsprachiger Studiengänge eingesetzt, von denen zwei bereits bestehen und weitere drei vorbereitet werden.

Auf der anderen Seite stimmt die Vereinigung der Freunde mit Ihnen darin überein, daß die Einführung solcher Studiengänge allein nicht ausreichen wird, Deutschland wieder zu einem bevorzugten Ausbildungsplatz ausländischer Studenten zu machen, wie es das einmal war, sondern daß es weiterer Reformen bedarf, um hier erfolgreich zu sein. Es ist deshalb unser Ziel, eine entsprechende Anpassung der gesetzlichen Rahmenbedingungen hinsichtlich der Curricula, der Auswahl der Studenten und des Zeitrahmens zu erreichen. Da dies nicht kurzfristig gelingen wird, beteiligt sich die Vereinigung von Freunden der Universität Stuttgart zusammen mit den entsprechenden Gremien in Hohenheim und Tübingen an dem neu zu gründenden Stuttgart Institute of Management and Technology, während die drei Universitäten Stuttgart, Hohenheim und Tübingen die notwendige institutionelle und personelle Unterstützung gewähren. Auch für diese Unterstützung sagen wir Ihnen unseren herzlichen Dank.

Ich habe diese drei Anliegen etwas ausführlicher beschrieben, weil sie die glückliche Verbindung von konzeptionellem und praktischem Denken, von Kreativität und Effektivität zeigen, die die Zusammenarbeit mit Ihnen auszeichnet. Wir danken Ihnen für diese Zusammenarbeit und freuen uns auf ihre Fortsetzung in den vor uns liegenden Jahren. Ad multos annos!

Sigmar Wittig

Lieber Herr Pritschow, Herr Minister, meine sehr verehrten Damen und Herren,

wenn ein in Karlsruhe konvertierter Badener aus Norddeutschland einem fest eingebürgerten Württemberger aus Berlin in Stuttgart die Geburtstagswünsche der Kollegen überbringen darf, so unterstreicht das in besonderer Weise die Wertschätzung, die wir Ihnen, lieber Herr Pritschow, entgegenbringen.

Meine Glückwünsche sind dreifach begründet: Ich stehe hier einmal als Mitglied der Landesrektorenkonferenz, in der Sie eine zentrale Rolle spielen. Zum anderen bin ich als Vertreter einer der beiden großen Technischen Universitäten unseres Landes gekommen, und drittens repräsentiere ich das Fachgebiet des Maschinenbaus, das uns beide doch sehr geprägt hat und in dem wir unsere Wurzeln finden.

Doch so unterschiedlich sind diese drei Ebenen nicht:

Der Ingenieur, der Wissenschaftler, der Lehrer und der engagierte Unternehmer – im besten Sinne des Wortes – Günter Pritschow prägt sein Umfeld, sprüht vor Einfallsreichtum, regt an, vertritt kämpferisch die Interessen der ihm Anvertrauten, sucht zupackend nach Lösungen und auch nach Kompromissen.

Der Leiter des Instituts für Steuerungstechnik kann die pragmatischen Ansätze, mit denen er Probleme und Möglichkeiten der sogenannten offenen Steuerungen angeht, mühelos in andere Bereiche übertragen. Das kommt uns in der LRK zugute, in der wir derzeit zukunftsweisende Fragen zur leistungsorientierten Mittelvergabe, zu Leitungsstrukturen und zur Umsetzung des Solidarpaktes und der Empfehlungen der HSK diskutieren. Das prägt aber auch das gute Verhältnis, das wir derzeit zwischen den beiden großen Technischen Universitäten pflegen, auf die das Land stolz sein kann. Gelegentlich kann Günter Pritschow aber auch stur sein, wenn es um Prinzipien geht. So offen sind die „offenen Steuerungen“ dann doch nicht. Cato hätte da mit dem Ceterum Censeo seine helle Freude, ja er würde sogar harmlos aussehen.

Lieber Herr Pritschow, ich überbringe die Glückwünsche der Kollegen, die ja heute so zahlreich erschienen sind, sehr gern. Dank für die gemeinsame Arbeit schwingt mit. Gesundheit und Erfolg bei der Verwirklichung gemeinsamer Ziele stehen im Vordergrund.

Und wenn ich noch einen Wunsch äußern darf: Ich würde gerne einmal dem Pianisten Günter Pritschow und dem Klarinettenisten und Geigenspieler Klaus Macharzina – beide fast Profis auf ihren Instrumenten – zuhören, sei es klassisch dezent oder bei swingendem Jazz.

Sie sehen, meine Damen und Herren, nicht zuletzt dank Günter Pritschow hat die LRK einiges zu bieten.

Zurück nach Stuttgart: Manfred Rommel hat einmal festgestellt, daß „der Mensch, vor allem der junge Mensch Hoffnung auf Fortschritt braucht“ und angefügt, daß „es älteren Menschen genügt, wenn sie hoffen können, daß es nicht schlechter wird“.

Sie, lieber Herr Pritschow, steuern offen den Fortschritt und sind und bleiben damit per Dienstaufgabe jung.

Ad multos annos!

Horst Mehrländer

Sehr verehrte Magnifizienz,
sehr geehrter Herr Professor,
lieber Herr Pritschow,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

zu Ihrem 60. Geburtstag darf ich Ihnen, lieber Herr Pritschow, zunächst die Glückwünsche von Wirtschaftsminister Döring und vom ganzen Wirtschaftsministerium überbringen. Meine eigenen Glückwünsche darf ich gleich anschließen.

Wir wünschen Ihnen persönlich eine gute und robuste Gesundheit sowie beruflich und privat weitere erfolgreiche Lebensjahre. Wir hoffen, daß Ihnen Gestaltungswillen und Gestaltungskraft, die Sie in den vergangenen Jahren begleitet haben, auch in den kommenden Jahren zu eigen sein werden.

Sie wissen, die eigennützigen Wünsche sind die herzlichsten: Wir wollen, daß die Universität Stuttgart wie auch Unternehmen und Wirtschaft des Landes weiterhin von Ihrem Wirken profitieren können.

Das war schon in der Vergangenheit so. Seit 1984 sind Sie als Lehrstuhlinhaber und Leiter des Institutes für Steuerungstechnik der Werkzeugmaschinen und Fertigungseinrichtungen an der Universität Stuttgart – Ihre längste seßhafte Lebensperiode. Sie kamen im gleichen Jahr nach Stuttgart, als im Wirtschaftsministerium die Abteilung Technologie und Industrie gebildet wurde.

Ich will der Frage nicht nachgehen, ob zwischen beiden Ergebnissen ein Zusammenhang besteht, etwa nach dem Motto „Pritschow kommt – das Wirtschaftsministerium muß reagieren“!

Ich möchte vielmehr unseren Blick auf Ihren unkonventionellen beruflichen Lebensweg wenden, bevor Sie den Lehrstuhl hier in Stuttgart übernommen haben.

Dieser Lebensweg zeichnet sich in bemerkenswerter Weise durch mehrfache Wechsel zwischen Universität und Industrietätigkeit jeweils im Drei- und Vierjahresrhythmus aus – was die Frage nahelegt, ob Sie ein Wanderer zwischen zwei Welten gewesen sind.

Sie, lieber Herr Pritschow, werden die Frage für sich selbst stets verneint haben – und ich tue dies mit Ihnen.

Für Sie gehörten beide Welten stets zusammen, nämlich die der Forschung und die der industriellen Anwendung der Ergebnisse und Umsetzung in Produkte und Verfahren. Für Sie sind Forschung und industrielle Anwendung die zwei Seiten *einer* Medaille in der Arbeitswelt eines Ingenieurs. Auf der einen Seite stehen Ausbildung, Lehre und Forschung als universitäre Aufgabe, die aber auch das Hineinwirken in die Unternehmen, nämlich den Technologietransfer mit umfaßt, sozusagen als Handlungsanleitung zum Wenden der Medaille.

Auf der anderen Seite (die *nicht* die Rückseite ist, weil beide Seiten gleich wichtig sind) steht die unternehmerische Praxis, die sich wettbewerbsorientiert über technologischen Fortschritt und Innovation bewähren muß. Die Praxis ist dabei auf die Technologieangebote und Technologiepartnerschaft von Forschung und Lehre entscheidend angewiesen.

Beide Seiten gehören für Sie – und für uns im Wirtschaftsministerium – zusammen; sie sind kein Gegensatz, sondern kennzeichnen nur einen jeweils unterschiedlichen Blickwinkel, sozusagen jeweils Flanken des gleichen Berges der Arbeit und Lebensaufgabe eines Ingenieurs.

Sie haben das Leitbild eines Ingenieurs, der Sie mit Leib und Seele sind, vor Augen, das ständig die Verbindung hält zwischen Forschung, Entwicklung, Anwendung und Umsetzung der Ergebnisse in Produkte und Verfahren. Sie haben sich deshalb nie einseitig als Forscher und Lehrer im Sinne eines „Universitätsgelehrten“ verstanden; vielmehr haben Sie sich stets einen kritischen Blick für die Ergebnisse und deren konkrete Verwertbarkeit gewahrt. Dabei lag und liegt es Ihnen fern, die Universität als eine reine „Nützlichkeitsanstalt“ zu betrachten. Sie waren und sind zurecht auf deren Autonomie und eigenständigen Charakter bedacht.

Eine Technische Universität wie die Universität Stuttgart ist für Sie ein Partner der Wirtschaft – und Partner sind grundsätzlich gleichberechtigt und selbständig, geprägt durch Übereinstimmung und Überzeugung in der Zielsetzung und im Wollen.

Deshalb macht auch das hohe Drittmittelaufkommen der Universität Stuttgart (das höchste in Baden-Württemberg) und Ihres eigenen Institutes Sie nicht abhängig, sondern gibt Ihnen im Gegenteil zurecht Selbstbewußtsein und Unabhängigkeit, und zwar zu beiderseitigem Nutzen, sowohl für die Universität wie für Ihre Kunden, die Unternehmen in der Wirtschaft.

Lassen Sie mich dies ganz kurz an drei Themenbereichen festmachen, die für ein Wirtschaftsministerium von besonderem Interesse sind, nämlich an

der Institutslandschaft im außeruniversitären Bereich, am Technologietransfer und bei den Existenzgründungen.

Zur Institutslandschaft

Die Universität Stuttgart ist umgeben von einem dichten Kranz wirtschaftsnaher Forschungseinrichtungen, von denen ich hier nur einige aus unserem Geschäftsbereich nennen möchte, etwa die DLR, die Fraunhofer-Institute, die AiF-Institute, vor allem aber hier die vom Land initiierten An-Institute auf besonderen Technologiefeldern, wie z. B. das IMS, das ZSW und natürlich das Zentrum Fertigungstechnik Stuttgart, an dem Sie, lieber Herr Pritschow, selbst beteiligt und engagiert sind.

In diesen Instituten haben Sie nie eine Konkurrenz gesehen, sondern sie alle als Lehrstuhlinhaber wie auch als Rektor bei Aufbau und Betrieb aktiv und nachhaltig unterstützt.

Sie ließen sich immer von der Frage leiten, was ein solches außeruniversitäres neugegründetes Institut anders und gegebenenfalls auch besser machen könnte als die Universität selbst. Sie haben die Institute daran bestärkt, sich nicht als Teil einer Ausgliederung aus der Universität zu sehen, sondern als deren Ergänzung zu verstehen. Mit Ihnen sind auch wir der Meinung, daß diese Institute ohne die Universität selbst nicht leben können.

Die Universität ist die erste Lebensquelle dieser wirtschaftsnahen Forschungsinstitute, aus der heraus sie anwendungsorientiert weiterarbeiten können.

Deshalb war für Sie nie der Wettbewerb zwischen dieser Institutslandschaft und der Universität das Ziel, sondern eine gegenseitige Symbiose – ein Ziel, das wir mit Ihnen voll und ganz teilen.

Dafür danken wir Ihnen.

Technologietransfer

Sie, lieber Herr Pritschow, haben den Technologietransfer aus der Universität Stuttgart heraus in völlig neue Strukturen gebracht.

Die unter Ihrer Führung ins Leben gerufene „Technologietransferinitiative die Universität Stuttgart“ in Form einer GmbH bietet nicht nur ein neues Dach für Transferaktivitäten, sondern auch und vor allem Organisations- und Managementhilfe.

Damit erreichen Sie – und hierfür zolle ich Ihnen meinen Respekt – zwei Ziele gleichzeitig:

Einmal, den Transfer aus der Universität heraus zu stärken und zu intensivieren, und zum andern, den Technologietransfer als Eigenaufgabe der

Universität mit einer eigenen Corporate Identity zu versehen. Mit diesem Markenzeichen ist Ihnen ein Vorbild für die Selbstpositionierung der Universitäten auf dem Feld des Technologietransfers im ganzen Land gelungen. Daß die TTI-GmbH zugleich auch das Technologiezentrum Stuttgart-Pfaffenwald übernommen und damit vor dem drohenden Kollaps gerettet hat, mag in diesem Zusammenhang nur ergänzend wirken. In der Sache selbst war dies jedoch eine Entscheidung mit weittragender Bedeutung für die Unternehmensgründer, die in diesem Technologiezentrum angesiedelt sind.

Existenzgründer

Eines Ihrer zentralen Anliegen, lieber Herr Pritschow, ist die Motivation der jungen Generation zur Selbständigkeit.

Sie wollen die Kreativität und Phantasie der jungen Leute ausreizen, ihre Leistungsbereitschaft und ihren Durchsetzungswillen.

Sie wollen diese positiven Kräfte im Ingenieurbereich für technische Neuentwicklungen gewinnen, für neue Produkte und Verfahren möglichst in neuen Unternehmen.

Zu Recht ist dieses Aktionsfeld deshalb nicht nur bei der TTI-GmbH der Universität Stuttgart ein wichtiger Geschäftsgegenstand, sondern Sie haben als Rektor der Universität darüber hinaus noch eine ganze Reihe weiterer Aktivitäten angeregt und entfaltet.

So ist die Universität Stuttgart unter den ersten fünf ausgewählten Teilnehmern mit einem Modellprojekt für einen Gründerverbund auf dem Campus, der vom Wirtschaftsministerium gefördert wird.

Die Universität Stuttgart ist führend bei der Initiative P. U. S. H.!, dem Partnernetz für Unternehmensgründungen aus Stuttgarter Hochschulen, das im bundesweiten BMBF-Wettbewerb als Modellprojekt für eine Förderung ausgewählt wurde. P. U. S. H. ist dabei zurecht nicht nur auf die Universität Stuttgart konzentriert, sondern umfaßt die wissenschaftlichen Einrichtungen der ganzen Region, eine Vielzahl von namhaften Firmen, Banken, Kommunen und Wirtschaftsförderungseinrichtungen. Mit dieser Initiative wird die Existenzgründung in der gesamten Region mit einer breiten Palette von Maßnahmen angeregt, gefördert und gestützt – ja geradezu herausgefordert.

Es bedarf wohl keiner großen Hervorhebung, daß auch wir im Wirtschaftsministerium ein massives Interesse an dem Erfolg dieses beispielhaften Projektes haben.

Für all diese Initiativen und Leistungen sage ich Ihnen, lieber Herr Pritschow, als einem Hochschullehrer, als dem Rektor der Universität Stuttgart, aber

auch als einem Mann der Wirtschaft und mit Blick für die Wirtschaft meinen herzlichen Dank. Wir zollen Ihrer Fähigkeit des „doppelten Blicks“ großen Respekt, nämlich des Blicks auf die Belange der Universität, aber auch des Blicks auf die Anforderung der Wirtschaft an eine Technische Universität.

Lassen mich meinen Geburtstagsglückwunsch darin zusammenfassen:

Möge Ihnen und uns dieser Blick auch für die kommenden Jahre erhalten bleiben.

Michael Lateier

Sehr verehrter Herr Professor Pritschow, sehr geehrter Herr Minister, meine Damen und Herren,

„Nihil est anni velocius (Ovid: Nichts ist schneller als die Jahre)“, oder um es frei mit Wilhelm Busch auszudrücken: „Die Jugend flieht auf allen Wegen, das Alter kommt uns gern entgegen“.

Doch was besagt schon die Zahl der Lebensjahre? Zwar hat unser Rektor inzwischen 60 davon angesammelt – wozu wir ihm recht herzlich gratulieren – doch das, woran wir gemessen werden, sind nicht die Jahre des Lebens, sondern die Taten.

Und daran hat es Günter Pritschow nicht mangeln lassen: alternative Studienfächer im Maschinenbau, die Initiative zum Teilzeitstudium oder der Solidarpakt und Stellenpool um nur einige zu nennen.

Was dies bedeutet wußte schon Wilhelm von Humboldt: „Gelehrte dirigieren ist nicht viel besser als eine Komödiantentruppe unter sich zu haben und das ganze Fach ist (zudem) der Beurteilung – gerechter und ungerechter – eines jeden ausgesetzt.“ Und wenn wir ganz ehrlich sind, werden wir zugeben müssen, daß dieser Ausspruch – sei es noch oder wieder – ein Körnchen Wahrheit enthält. Das universitäre Leben ist vielschichtig, und oft grenzt es an einen Drahtseilakt, all die verschiedenen Denkweisen, Ansprüche und Meinungen unter einen Hut zu bringen, wichtige und sachgerechte Entscheidungen zu treffen, um diese dann nach außen zu tragen. Daß dies alles geht, und zwar manchmal so schnell, daß viele erst verspätet davon Wind bekommen, zeigen die letzten Jahre. Mit dem richtigen Vorsitzenden ist eben alles möglich, sogar an dieser Universität.

Doch woran erkennt man den richtigen Rektor, denn „berufen sind ja bekanntlich viele, aber nur wenige auserwählt“. Schauen wir uns mal unseren jetzigen Rektor an. Ist er ein autoritärer Rektor? Nein, eigentlich nicht. Aber dennoch besitzt er Autorität. Kommt diese Stärke durch das Amt, das er begleitet? Eher nicht! Doch was ist es dann?

Um noch mal Wilhelm von Humboldt zu zitieren: „Es gibt schlechterdings gewisse Kenntnisse, die allgemein sein müssen und noch mehr eine ge-

wisse Bildung der Gesinnung und des Charakters, die keinem fehlen darf.“ Autorität, Kompetenz, Bildung und Charakterstärke: Dies alles sind Eigenschaften, die Menschen in verantwortlicher Position kennzeichnen sollten. Denn so wie die Kraft ohne Weisheit durch die eigene Wucht stürzt, so gerät auch ein verantwortungsvolles Amt aus den Fugen und bleibt eine Farce, eine leere Hülle, wenn es nicht angemessen ausgefüllt wird. Und daß Herr Pritschow dieses Amt ausfüllt, ist unbestritten.

Lassen Sie mich die oben beschriebenen Merkmale mit Leben füllen. So ist es allein schon bemerkenswert, daß ich gerade hier stehe! Es gibt nicht viele Menschen, die mir diese Gelegenheit bedenkenlos geben würden. Ich kann mich auch noch sehr genau an seine Wahrede im großen Senat erinnern. Obwohl er sich zunächst im Understatement übte – „ich bin nur ein Ingenieur“ –, war diese Rede sehr beeindruckend, sowohl im Stil als auch im Inhalt. Nun, das Ergebnis ist bekannt: Die Studierenden spielten damals das Zünglein an der Wage, und Herr Prof. Pritschow wurde fortan Magnifizenz gerufen.

Auch die nächsten Zusammentreffen zwischen uns waren für mich ein Erlebnis. Herr Prof. Pritschow versuchte – wiederum ganz der Ingenieur – zu verdeutlichen, wie schön das Ingenieurstudium ist und wie dringend Ingenieurinnen und Ingenieure gebraucht werden. Dies alles nicht in Vaihingen, sondern im K II, vor ca. 600 Erstsemestern, die sich für ein Studium der Geisteswissenschaft entschieden hatten!

Oder er versuchte, mir zu erklären, woran er gerade in seinem Institut arbeitet und welche Probleme es noch zu lösen gilt. Sein Institut ist ein gutes Stichwort: Die meisten hier im Saale werden es wissen, aber ich staunte auch nicht schlecht als ich das erste Mal sein Institut betrat. Nicht nur, daß die Institutsräumlichkeiten eher einer Galerie ähneln – es finden dort Vernissagen und Musikabende statt –, nein er hat sogar einen Flügel in seinem Büro stehen. Und daß dieser nicht nur Zierde ist, durften manche der hier Anwesenden schon erfahren als der Jazz-Fan Pritschow selbst in die Tasten griff. Er ist – um es kurz zu sagen – ein Mensch mit vielen Begabungen.

Was noch? Nun, er ist auch ein Mensch, der ohne jede Eitelkeit auskommt. Er stellt sich des öfteren hinter seine „Studierenden“ in die Mensaschlange und geht nicht wie andere in die Kantine des Wirtschaftsministeriums. Er nimmt sich die Zeit, auch mal mit den Studierenden zusammensitzen und über die Politik im Allgemeinen und die Hochschule im Speziellen zu diskutieren. Dabei läßt er nicht nur andere Meinungen gelten, sondern er läßt sich auch von unserer Sicht der Dinge überzeugen und vertritt diese dann auch.

Zugegeben ist letzteres noch nicht allzuhäufig vorgekommen, aber was nicht ist kann ja noch werden ...

Nun können ja bekanntlich nicht alle alles können, doch Herr Pritschow kommt dem von Humboldt beschriebenen Ideal beängstigend nahe. In Prof. Pritschow vereinigen sich Spitzenforscher und Lehrer, Manager und Diplomat. Es gibt nur wenig, was ihm nicht so liegt. Eines war das Agieren in der (Bildungs-)Politik. Aber auch das beherrscht er mittlerweile – wie manche meinen – zu gut. Bleibt ein letztes Manko: Er hat als gebürtiger Berliner noch arge Probleme mit einer wichtigen Weltsprache: Dem Schwäbischen! Aber auch dieses wird noch werden ...

Doch kehren wir zurück zur Ausgangsfrage. Was zeichnet die Person Pritschow aus? „Auctoritas“ ist das lateinische Wort, das mit all seinen Schattierungen die Ausstrahlung unseres Rektors weit zutreffender zu beschreiben vermag, als ich dies könnte. Daher lassen sie mich enden wie ich begonnen habe: mit einem Zitat. Es soll zugleich Rat und Aufforderung sein: „Sapere aude!“ (Horaz): Wagen Sie es, – ich möchte hinzufügen „weiterhin“ – weise (verständlich) zu sein, Herr Prof. Pritschow.

Herzlichen Glückwunsch!

Franz Effenberger

Verehrte Festversammlung, Magnifizenz, lieber Günter,

da mir als letztem Redner bewußt war, daß fast alle Vorzüge und Leistungen des zu Ehrenden schon von meinen Vorrednern kompetent gewürdigt würden, möchte ich auf einige Facetten des Rektors Günter Pritschow eingehen, die nicht oder zumindest weniger bekannt sind.

Das Berufungsverfahren, „Nachfolge Gottfried Stute“, habe ich als damaliger Prorektor für Forschung im Rektorat Zwicker intensiv mitbegleitet, galt es doch eine Schlüsselposition in der Fertigungstechnik zu besetzen, die wegen des absehbaren Ausscheidens der Kollegen Lange und Tuffentamer besondere Bedeutung hatte. Nicht allen Mitgliedern der Auswahlgremien hat die etwas „schnoddrige“ Art des Berliners Pritschow gefallen, aber die fachliche Kompetenz war so überzeugend, daß die Berufung in keiner Phase ein Problem war. Zweifler von damals hätten sicher heute ihre Freude daran festzustellen, was 15 Jahre schwäbischer Einfluß selbst bei einem Berliner bewirken können. Ich wußte damals noch nicht, daß ich einmal als Rektor mit der Umgestaltung der Fertigungstechnik und damit auch mit dem Stute-Nachfolger viel zu tun haben werde.

Günter Pritschow wurde, obwohl er erst relativ kurze Zeit in Stuttgart war, von Hartmut Zwicker als Prorektor für Lehre vorgeschlagen und vom Großen Senat in überzeugender Weise gewählt. Der unerwartete Tod von Hartmut Zwicker zu Beginn seiner 4. Amtszeit führte zu der nicht unproblematischen Situation, daß ich mich, nach meiner Wahl zum Rektor, in ein bestehendes Rektorat einzufügen hatte. Rückblickend kann ich sagen, daß ich mir auch heute noch keine bessere personelle Konstellation für ein Rektorat vorstellen kann als die, die ich damals, im Januar 1987, mit den Prorektoren Philipp Hartl, Günter Pritschow und dem Kanzler Jürgen Blum vorfand.

Obwohl wir, die damaligen Rektoratsmitglieder, von Charakter, Temperament und Werdegang her sehr unterschiedlich waren, gab es über wichtige Grundfragen von Lehre, Forschung, Eigenverantwortung, Disziplin usw. weitgehenden Konsens zwischen uns. Dies verkürzte viele Diskussionen und machte es möglich, daß wir als offizielle Vertreter der Universität im

Prinzip austauschbar waren und jeder die Aufgabe übernehmen konnte, die eine optimale Lösung für die Hochschule versprach. Selbst zu den wichtigen, monatlich stattfindenden Dienstgesprächen mit dem Minister ist damals nicht nur der Rektor gegangen, sondern je nach vorgesehener Tagesordnung derjenige, der für die anstehenden Fragen sachlich am meisten einzubringen hatte. Wir waren dabei – und das darf ich heute auch in Gegenwart des Herrn Minister sagen – nie verlegen, einen Grund zu finden, weshalb der Rektor verhindert ist, an der Sitzung teilzunehmen. Die Zuständigkeit der einzelnen Rektoratsmitglieder für Sachfragen, sowohl außerhalb wie innerhalb der Universität, war sehr schnell völlig klar und unumstritten und konnte deshalb auch wie angedeutet praktiziert werden. Etwas schwieriger war es zu Beginn, die über das fachliche hinausgehenden Kompetenzen der einzelnen Rektoratsmitglieder richtig zuzuordnen, um sie für die Universität möglichst optimal zu nutzen. Aber auch hier zeichneten sich bald eindeutige Zuständigkeiten ab:

Effenberger ist zuständig für alles, was mit dem Allgemeinen, dem Sport, der Kunst usw. zu tun hat.

Hartl ist Weltreisender in Wissenschaftsangelegenheiten, der auf internationaler Ebene die Universität präsentiert.

Pritschow ist für die ganze Breite der Musik innerhalb und außerhalb der Universität verantwortlich.

Kanzler Blum, der im Rektorat verantwortliche Jurist, griff immer dann ein, wenn bei Vorschlägen und Beschlüssen seiner Rektoratskollegen deutlich gegen beamtenrechtliche Vorschriften verstoßen wurde. Die Risikobereitschaft etwas zu beschließen, was unter diesem Gesichtspunkt besser hätte ad acta gelegt werden sollen, war bei allen Rektoratsmitgliedern, wenn auch in unterschiedlicher Höhe, vorhanden. Wir waren uns aber immer einig, daß das Risiko, disziplinarisch belangt werden zu können, nicht höher als 50% sein sollte.

Alle damaligen Entscheidungen, die möglicherweise rechtlich nicht immer ganz korrekt waren und die wir zu verantworten hatten, sind inzwischen verjährt, so daß sich daraus nichts Belastendes für den jetzigen Rektor ableiten lassen würde.

Mit meinen bisherigen Ausführungen habe ich versucht, Ihnen als Altrektor den Arbeitsstil und die Atmosphäre in jenem Rektorat zu beschreiben. Eine kleine Begebenheit, die unser gegenseitiges Verhältnis im Rektorat charakterisierte, sei noch angeführt. Nach meiner Wiederwahl war ich verständlicherweise interessiert, das bisher bewährte Team zu erhalten. Die beiden Prorektoren hatten jedoch darüber andere Vorstellungen und luden mich zu

einem Essen ins „Bologna“ in Vaihingen ein, wo Sie mir schonend beibringen wollten, nicht länger als Prorektoren zur Verfügung zu stehen. Es gelang mir, Gott sei Dank, beide davon zu überzeugen weiterzumachen. Günter Pritschow bezeichnet sich seit jener Grundsatzdiskussion beim Mittagessen als „Umfaller“.

Daß die Harmonie in der gemeinsamen Arbeit längerfristig auch zu persönlicher Freundschaft führen kann, war zu erwarten. Leider haben sich die beruflichen Wege von mir und Philipp Hartl sowie Jürgen Blum relativ früh getrennt. Um so glücklicher bin ich, daß sich zwischen Günter Pritschow und seiner leider viel zu früh und völlig unerwartet verstorbenen Frau Anita und uns – meiner Frau und mir – eine freundschaftliche Verbindung entwickelt hat. Ich sage dies hier bewußt, weil ich noch einige Bemerkungen über Günter Pritschow anschließen möchte, die eine freundschaftliche Beziehung voraussetzen, da sonst möglicherweise Ärger ins Haus stünde.

Günter Pritschow als Künstler:

Seine künstlerischen Neigungen sind mir am Anfang unseres gemeinsamen Rektorats eher negativ aufgefallen, dazu gehörte z. B. seine Unpünktlichkeit. Am Anfang unserer gemeinsamen Arbeit gab es für ihn immer einen triftigen Grund, weshalb er zur Sitzung des Rektorats, das jeden Montag um 14.00 Uhr begann, zu spät kam. Nachdem vorauszusehen war, daß sich für ihn immer Begründungen für eine Verspätung finden lassen würden, haben wir *einstimmig* beschlossen, daß bei allen Rektoratsmitgliedern nur fünf Minuten Verspätung toleriert werden, jede weitere Minute kostet jedoch eine Flasche Trollinger. Diese erzieherische Maßnahme hat sich sehr bewährt, eine Entlastung des Weinkontos haben wir damit leider nicht erreicht, da er fortan pünktlich erschien.

Seinem Engagement für die Musik – das heute schon mehrfach erwähnt wurde – möchte ich noch einige Feinheiten hinzufügen. Als der damalige Universitätsmusikdirektor Müller-Cant altershalber ausschied, war es von der Arbeitsteilung im Rektorat her klar, daß Günter Pritschow im Namen des Rektorats die Nachfolge zu betreiben hat. Enthusiastisch hat er uns sehr bald im Rektorat über eine Kandidatin berichtet, die ihn so überzeugt habe, daß wir uns jede weitere Suche ersparen könnten. Nachdem sich Frau Stoertzenbach – die von ihm favorisierte Musikerin – im Rektorat vorgestellt hatte, waren wir nicht mehr ganz sicher, ob sein uneingeschränktes Votum für Frau Stoertzenbach ausschließlich mit ihren fachlichen Fähigkeiten zu begründen ist. Heute wissen wir, daß er sich in diesem Fall nur auf die Musik konzentriert hatte und dem Rektorat den richtigen Vorschlag unterbreitet hat.

Auf die Auswahl der Künstler für die sogenannten „Musikalischen Abende“ im Seminarraum des Instituts hatte Anita Pritschow, die selbst aktiv an der Musikhochschule tätig war, entscheidenden Einfluß. Nach ihrem Tode wollte er bezüglich der Programmgestaltung nichts dem Zufall überlassen und hat, in einem doch schon fortgeschrittenen Alter, den Klavierunterricht wieder aufgenommen – eine beachtenswerte Leistung.

Auf eine letzte Aktivität des Musikers Günter Pritschow möchte ich noch hinweisen. In einer der letzten Verwaltungsrat-Sitzungen, an der ich als Mitglied teilgenommen habe, hat er mit Stolz in der Stimme verkündet, daß die Einrichtung eines Jazz-Kellers im U. G. des Siemens-Gebäudes baurechtlich genehmigt wurde. Sollten sich damit nicht Jugendträume eines ehemaligen Jazz-Musikers erfüllen lassen?

Günter Pritschow als Sportler:

Sein großes sportliches Hobby ist das Segeln. Mir persönlich ist allerdings nicht ganz klar, was bei dieser Aktivität – wie *er* sie betreibt – als Sport zu bezeichnen ist. Aus zuverlässiger Quelle weiß ich nämlich, daß er sich dabei im wesentlichen als Kapitän fühlt und sich seine Tätigkeit an Bord auf Anweisungen und Befehle an die Crew beschränkt.

Ganz anders sieht es beim Skilaufen aus. Hier gebe *ich* die Anweisungen und er versucht sie – meist mit erstaunlichem Erfolg – zu befolgen und umzusetzen. Daß an den Winterabenden im Gebirge seine musikalischen Aktivitäten, ob am Klavier, mit der Gitarre oder der Ziehharmonika, sehr gefragt sind, versteht sich von selbst.

Ich komme zum Schluß: Günter Pritschow als Mensch:

Einiges was ihn als Mensch auszeichnet, habe ich versucht an Hand seiner Arbeit und seinen Aktivitäten zu verdeutlichen, so daß nicht mehr vieles zu sagen übrigbleibt. Zwei Grundeigenschaften die mich immer wieder beeindruckt haben und noch beeindruckten, möchte ich jedoch noch erwähnen.

Bei seiner Belastung mit einem großen Institut, das viele Mitarbeiter hat, fällt die Entscheidung, sich für allgemeine Aufgaben, z. B. als Rektor, für längere Zeit zur Verfügung zu stellen nicht leicht. Wenn sich Günter Pritschow jedoch für eine solche Herausforderung entschieden hat, dann setzt er sich ohne Wenn und Aber dafür ein.

In seiner persönlichen Art ist er ein Mensch mit einem grundlegenden Bedürfnis nach Harmonie. Bei sachlichen Auseinandersetzungen innerhalb und außerhalb der Universität wird dies von manchen, die ihn weniger gut

kennen, als Schwäche, die man für die eigenen Interessen nutzen könnte, ausgelegt. Die Überraschung, wenn sich dies als eine Fehleinschätzung mit Folgen herausstellt, ist dann häufig groß.

Nachdem wir uns nun schon seit mehr als zwölf Jahren sehr gut kennenlernen konnten und mußten, ist es für mich immer noch schwer verständlich, daß wir bisher noch nie auch nur den Ansatz eines echten persönlichen Streits gefunden haben, was wohl weniger an mir als vielmehr an seinem Harmoniebedürfnis liegen muß. Daß wir sachlich durchaus unterschiedliche Meinungen vertreten, hat niemals Auswirkungen auf unser persönliches Verhältnis gehabt, was ich immer als sehr beglückend empfunden habe und weiter empfinde.

Am 60. Geburtstag ist es – selbst unter Schwaben – erlaubt, Dir lieber Günter auch einmal ganz öffentlich Dank zu sagen, nicht nur für Dein Engagement für die Universität und die öffentlichen Belange, sondern auch für die persönliche Freundschaft, die uns verbindet, was ich hiermit von Herzen tue.

Hans Klingel

Magnifizenz, lieber Herr Professor Pritschow,
sehr geehrter Herr Minister von Trotha,
liebe Festgäste,

fast hat man den Eindruck, als ob das neue Jahr sich anschickt, voll Ungeduld an das heranzugehen, was vor dem magischen Jahr 2000 noch alles erledigt werden muß. Selbst das Wetter kann sich diesem Trend nicht entziehen, bereits im Januar probiert es Frühling!

Heute haben wir eine kurze Verschnaufpause eingelegt, um mit Günter Pritschow Geburtstag zu feiern.

Ich freue mich im Namen der Industrie dieses Landes, aber auch als Freund, herzliche Glückwünsche überbringen zu dürfen.

Die Industrie und der Freund sind froh, daß Günter Pritschow vor 15 Jahren hier in Stuttgart seine Zelte aufgeschlagen hat. Auf alles, was er in diesen Jahren aufgebaut und bewegt hat, darf er sehr stolz sein. Uns bietet diese Geburtstagsfeier eine gute Gelegenheit, dafür herzlich danke zu sagen.

Ich will meine Grußadresse unter das Wort OFFENHEIT stellen. Offenheit hat für Günter Pritschow eine ganz besondere Bedeutung. Einige Beispiele sollen dies deutlich machen.

Im Dezember 1990 trafen sich 8 Vertreter der Werkzeugmaschinenindustrie mit Günter Pritschow und einigen Mitarbeitern vom Institut für Steuerungstechnik in einem Hotel in Freudenstadt, um die Frage zu diskutieren, ob es denn keine Alternative zu der übermächtigen Dominanz der japanischen Steuerungshersteller gäbe. Als Initiatoren dieser Veranstaltung hatten wir ziemliches Bauchweh, zu frisch waren die starken Eindrücke von der gerade 3 Monate zurückliegenden Messe in Osaka.

Wie wir wissen, kann man niemand überholen, wenn man sich in dessen Fußstapfen bewegt. Aus diesem Grund war Günter Pritschow als Protagonist eines neuen Weges eingeladen worden.

Sein Credo war „OFFENHEIT“, das Ziel eine neue Plattform aus standardisierten Elementen sowohl bei Hardware als auch bei Software. Im Rahmen dieser Klausur sollten erste Konturen einer künftigen Steuerungsgeneration

skizziert werden, bei der die Bedürfnisse der Industrie mit den Erkenntnissen der Wissenschaft zu einem gemeinsam getragenen Konzept verknüpft werden sollten.

Beim eher spielerischen Umgang mit den Begriffen

Offenheit
Architektur
System

entstand OSACA (mit C geschrieben): OPEN SYSTEM ARCHITECTURE FOR CONTROLS ASSOCIATION.

Begriff und Aussage hatten in der Folgezeit eine unglaubliche Wirkung.

Der größte deutsche Steuerungshersteller übernahm als erster das Gedankengut, aber auch die anderen folgten wenig später.

Beachtung fand aber Günter Pritschows Idee weit über unsere Grenzen hinaus. Sowohl Brüssel als auch das BMBF waren bereit, in diese Idee zu investieren. Auch die Japaner waren beeindruckt. Plötzlich tauchte in ihren Veröffentlichungen das Wort OFFENHEIT auf. Viel wichtiger aber war die Tatsache, daß sich die deutsche Industrie nachhaltig hinter OSACA stellte. Die Ziele von OSACA sind noch nicht alle erreicht, aber der Kerngedanke eines offenen Systems ist so tief verwurzelt, daß sich jede neue Steuerung an Günter Pritschows Vision messen lassen muß.

Das zweite Beispiel behandelt die Gründung des ZFS. Dieser Initiative lag die Überlegung Günter Pritschows zugrunde, daß es immer häufiger Probleme zu lösen gibt, bei denen zu eng gesteckte Grenzen der bestehenden Institute wenig Chancen für Erfolg bieten.

So entstand ein offener Institutsverbund mit einem Kompetenzprofil, das seinesgleichen suchte. In der Folge wurden anspruchsvolle Projekte durchgeführt, deren Auswirkungen in vielen Bereichen der Industrie sichtbar sind. Besondere Bedeutung haben dabei die hochdynamischen Maschinenkonzepte erlangt, bei denen Stuttgart eine führende Rolle übernommen hat.

Für Günter Pritschow ist das partnerschaftliche Miteinander von Industrie und Wissenschaft kein Lippenbekenntnis, sondern es entspricht einer tiefen Überzeugung. Immer wieder sucht er nach neuen Wegen, wie dieser Dialog weiter intensiviert werden könnte.

Nach seiner Meinung liegt viel ungenutztes Potential in den Schubladen der Universitäten und seiner Institute und vielfach folgen wir, die Industrie, nach seiner Meinung mit einem zu großen Schleppabstand bei der Umsetzung, allerdings hat er mir kürzlich bestätigt, daß unser KV-Faktor deutlich im Steigen begriffen sei.

Die Messe WIRTSCHAFT TRIFFT WISSENSCHAFT darf als gelungener Beweis gewertet werden.

Freudenstadt war nicht nur der Beginn von OSACA, sondern der Beginn unserer Freundschaft, nicht zuletzt auch deshalb, weil wir eine gemeinsame Vorliebe für die Musik entdeckten.

Wir lesen in der Stuttgarter Zeitung vor Weihnachten: „Die privaten Vorlieben des Universitätsrektors Günter Pritschow reichen von Bach bis Jazz“ – wenn das nicht Offenheit ist – und es wird weiter berichtet „meine Liebe zur Musik ist geprägt seit Beginn meiner Schulzeit, außerdem paßt das doch gut zusammen: Die nützliche Kunst des Ingenieurs und die schöne Kunst der Musik. Beide bereichern die Phantasie.“

Mit diesem Bekenntnis hat uns Günter Pritschow einen Schlüssel zu seiner Persönlichkeit gegeben. Der phantasivolle Umgang mit den Aufgaben, die ihn beschäftigen – es sind dies keine ganz einfachen – ist für mich eine Erklärung für seinen Erfolg.

Noch etwas läßt sich aus seiner Nähe zur Musik ableiten: Seine ständige Suche nach dem Thema, dem Grundmuster oder – wie man heute sagt – der Plattform. Ist er schließlich fündig geworden, beginnt er wie bei der Improvisation am Flügel immer neue Formen und Variationen zu entwickeln mit schier unerschöpflicher Fülle.

Am ausgeprägtesten habe ich dies erlebt, als er mir seinen Entwurf für das Grundmuster aller Stabkinematiken vorlegte. Wenige Wochen später entstand daraus ein ganzer Strauß neuer Maschinenkonzepte mit faszinierenden Möglichkeiten.

Es gäbe noch vieles, was mir zum Thema Günter Pritschow und die Offenheit einfielen, es würde aber den Rahmen eines Grußwortes sprengen. Deshalb zum Schluß ein persönliches Wort:

In Ihrem Buch „The Drama of Leadership“ beschreibt Patricia Pitcher ihre Beobachtungen und Analysen bedeutender Führungspersönlichkeiten. Sie definiert 3 Grundtypen:

den Künstler
den Handwerker
den Technokraten.

Ihr Fazit:

Es waren überwiegend Künstler, die entscheidende Impulse zur Entwicklung ihrer Unternehmen im weitesten Sinn gegeben haben. Künstler sind nach ihrer Definition

intuitiv
inspirierend
aufregend
emotional und
offen.

Sie betreten einen Raum und man hat das Gefühl, als ob die Temperatur steigt. So oder ähnlich empfand ich Günter Pritschow bei vielen Begegnungen.

Ich wünsche ihm und uns allen noch viele Gelegenheiten, dies auszuprobieren.

Günter Pritschow

Danksagung

Liebe Geburtstagsgäste,

ich bin gerührt und gleichzeitig überwältigt, wieviel Gutes man aus unterschiedlichen Blickwinkeln über mich zusammentragen kann. Es ist eigentlich nur zu ertragen mit dem Gedanken, daß sich auf ähnlich hohem Niveau über alle hier Versammelten Gutes berichten ließe.

Es sind übrigens kaum 10 Jahre her, da hatte *ich* die Ehre, mich um den 60. Geburtstag des damaligen Stuttgarter Rektors, Prof. Effenberger, zu kümmern und beim Anblick seines Programmes an Grußadressen dachte ich: Der Arme, wie wird er es aushalten? Er hat es mit Würde getragen, und er hat sich heute hier als Organisator auf das vortrefflichste revanchiert! Vielen Dank! Unser Minister Herr von Trotha ertrug übrigens zu seinem 60sten vor kurzem ebenso gelassen alle zu seinen Ehren vorgetragenen guten Worte, und so versuche ich mich in diese großen Vorbilder an Haltung einzureihen.

Zu den vielen Geschichten um meine Person gibt es an dieser Stelle kaum Faktisches nachzutragen, gestatten Sie mir deshalb einige wenige persönliche Anmerkungen.

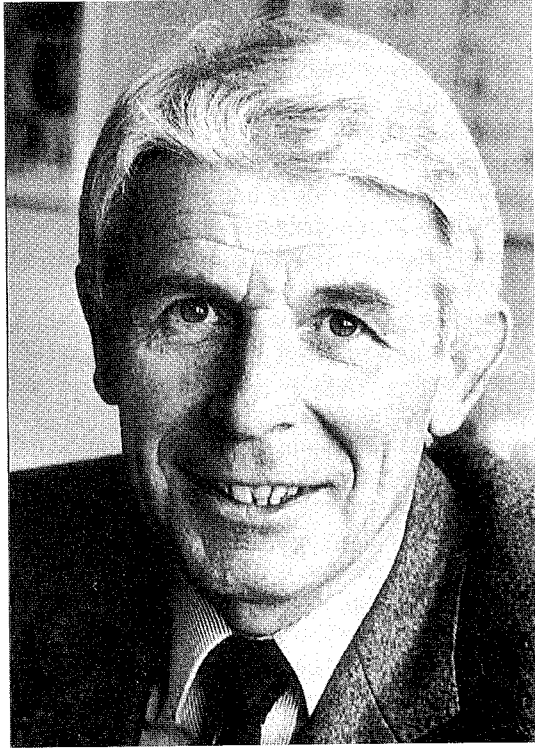
Wenn einem zum 60. Geburtstag so viele Menschen die Ehre Ihrer Anwesenheit geben, kann man dem Schicksal nur dankbar sein, daß man nicht zur Gruppe der Unleidigen gehört, und blicke ich zurück auf 60 Jahre, so waren es stets die schicksalhaften Begegnungen mit Menschen, die meinen Lebensweg bestimmt und gefördert haben.

Da sind zunächst die Menschen, mit denen wir alle zu tun haben:

Die Eltern und Verwandten, die Lehrer, die Frau, aber auch die ganz individuellen Begegnungen in der Berufswelt. Wenn man sich als Preuße im Schwabenland so saupreußisch wohl fühlt wie ich, hat das seine Ursachen in der Befindlichkeit und im Umgang miteinander und wie man zusammen den täglichen und nicht alltäglichen Problemen begegnet. Für Preußen ist die Ausgangslage im schwäbischen Raum günstig:

- Politisch verbindet uns die Tradition über das Haus Hohenzollern. Die Schwaben gelten als Haus- und Hoflieferanten für Könige und Kaiser der Preußen.

- Die Schwaben fühlen sich auch als Volk in Berlin sauwohl, das beweist ihre große Anzahl; sie bilden die größte deutsche Volksgruppe mit Fremddialekt! Theodor Heuss verbrachte z. B. 33 Jahre seines Lebens in Berlin, in Stuttgart nur 8!
 - Daß es Sprachprobleme gibt sowohl bei den Vokabeln als auch im Tonfall, läßt sich nicht leugnen, aber die sind überwindbar. Daß man die schwäbische Sprache *verstehen* lernen sollte, wenn man hier überleben will, wurde mir vor 15 Jahren spätestens nach meinem Antrittsbesuch im Wirtschaftsministerium klar, da mir viele der freundlichen Worte damals unklar blieben.
 - Nachdem ich mir die größte Mühe gab, gleich zum Start im Institut alle für mich zu gewinnen, sah ich mich nach 3 Monaten mit einer Abordnung der Personalvertreter konfrontiert: Herr Professor, warum beleidigen Sie uns ständig? Die Berliner Art führte zunächst zu Mißverständnissen. Doch nach einigen gemeinsamen Korrekturrunden haben wir uns bestens zusammengefunden. Entsprechende Erfahrungen habe ich auch mit anderen Bereichen gemacht: Wer hier auf die Menschen zugeht, findet freundliche Aufnahme. Und wie leicht man die von außen bespöttelte schwäbische Mentalität für eine gute Sache nutzen kann, möge ein Beispiel aus der Zusammenarbeit mit Ministerien zeigen. Für ein großes Projekt benötigen wir die Zustimmung des Finanzministeriums. Dafür erhielt ich eine Audienz beim Minister. Seine erste Frage war: Was kostet uns das? Ich sagte mit einer gewissen Großzügigkeit, Kleinigkeiten ignorierend: Nichts, Herr Minister. Darauf seine Antwort: – Schon genehmigt. Die Demonstrationsfreudigkeit unserer studentischen Jugend ist bekannt, doch es kommt auf die Art und den Stil an, ob man Sympathien dafür aufbringen kann oder nicht. Auch hier gibt es Vorbildliches aus Stuttgart zu berichten. Ich erinnere mich noch ganz genau an ein solches Sympathiegefühl beim Anblick eines großen Plakates im Stadtgarten Ende der 80er Jahre.
 - „Nieder mit der Reaktion“ stand dort. „Kommt zur großen Demonstration um 16.00 Uhr in das Hörsaalprovisorium. Wir zeigen Euch Videos vom Protestmarsch in Berlin“.
- So stellte ich als 60jähriger fest, ich bin ein Glückspilz, in einer solchen Umgebung mit Menschen, die ich mag und für die ich freundschaftliche Gefühle hege, arbeiten zu dürfen.
- Zwar bin ich 60, aber nach heutigen Maßstäben noch nicht völlig veraltet, so daß ich Ihnen zum neuen Jahr zurufen darf: Die Aufgaben sind noch längst nicht alle erledigt, packen wir sie an! Und herzlichen Dank fürs Kommen, der Empfang wartet auf Sie!



Abschiedsvorlesung von
Prof. Dr. Franz Effenberger, 3. Juni 1999

Begrüßung am Universitätsabend anlässlich der Abschiedsvorlesung von Altrektor Prof. Dr. Franz Effenberger am Mittwoch, dem 2. Juni 1999

Sehr geehrter Herr Altrektor Effenberger, lieber Franz,
liebe Heike Effenberger,
liebe Gäste und Freunde unserer Universität,

der heutige Universitätsabend stellt ein besonderes Ereignis dar. Eine aktive Persönlichkeit des universitären Lebens, ein Wissenschaftler, Hochschullehrer und Forscher, ein Mensch, der selten ruht, aber auch selten aus der Ruhe zu bringen ist, einer, der als Rektor die Geschicke unserer Universität gelenkt hat, gibt heute seine Abschiedsvorlesung, d. h. er will uns glauben machen, daß er sich aus dem aktiven Geschehen der Universität Stuttgart zurückziehen wolle. Und für den heutigen Abend wollen wir ihm das auch glauben. Was er auch immer in Zukunft tun wird, heute gestaltet er mit seiner Abschiedsvorlesung unseren traditionellen Hochschulabend, zu dem ich Sie sehr herzlich willkommen heiße. Und ich freue mich, daß Sie dazu so zahlreich erschienen sind: Das volle Haus ist ein unübersehbares Zeichen der Wertschätzung, die der heutige Redner bei seiner großen Fangemeinde genießt. Eine Fangemeinde, die sich im Laufe seines Lebens um ihn gesammelt hat und sich aus den unterschiedlichsten Bereichen des Lebens zusammensetzt. Dazu zählen:

- die Kolleginnen und Kollegen der Professorenschaft,
- Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus dem Institut und der Verwaltung,
- Studierende, Doktoranden oder einfach Ratsuchende, darunter viele aus Wirtschaft und Politik, aber auch
- Chemiker und andere Kunstschaffende,
- Wanderer,
- Tennisspielerinnen und Tennisspieler im Sommer und noch mehr
- Skifahrerinnen und Skifahrer, vom Anfänger bis zum Skilehrer im Winter,
- und die vielen unzähligen Freunde aus der kleinen und großen Gesellschaft.

Sie alle sind heute hier, um Dir, Franz Effenberger, ihre Sympathie zu bezeugen.

Wie kann ein Einzelner so viel Sympathie auf sich vereinen? Diese Frage ist für mich leicht zu beantworten: Es gibt kaum jemanden, der so viele positive menschliche Eigenschaften auf sich vereint wie Franz Effenberger:

- mit seinem hintergründigen Charme,
- seiner Toleranz,
- seiner kontrollierten Geduld,
- Freundlichkeit und Wärme,
- seiner Überredungsbegabung, aber auch sein
- Fleiß und Pflichtbewußtsein, gepaart mit
- Wissen und zielgerichtetem Handeln.

Und nicht zuletzt setzte er sich sein Leben lang kompromißlos für die Belange der Universität ein: als Dekan und Rektor, als Senats- oder Verwaltungsratsmitglied, als Forscher und Lehrer.

Franz ich weiß: Jeder hier im Saal kennt Dich vor dem Hintergrund dieser Skizzen. Ich erlaube mir trotzdem, noch einige Stationen Deines Lebens zu reflektieren. Nicht allen werden die Geschichten im Detail bekannt sein.

Zunächst die Fakten:

Franz Effenberger wurde am 7. April 1930 in Goldenstein (Nordmähren) geboren. Er studierte 1951 bis 1956 Chemie an der damaligen TH Stuttgart und promovierte in nur drei Jahren 1959 zum Dr. rer. nat. Fünf Jahre später schloß sich die Habilitation an und ein Jahr später ein Forschungsaufenthalt in den USA. 1970 wurde Franz Effenberger apl. Professor und Wissenschaftlicher Rat an der Universität Stuttgart und erhielt 1971 einen Ruf an die TU Braunschweig, den er jedoch ablehnte. 1972 berief ihn dann seine Alma Mater als Nachfolger von Prof. Bredereck auf den Lehrstuhl I des Instituts für Organische Chemie und Isotopenforschung, welchen er bis heute innehat.

Franz Effenberger versah zahlreiche Gastprofessuren in aller Welt. Er ist mit nationalen und internationalen Auszeichnungen wie dem Alexander-von-Humboldt-Preis und dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse geehrt worden, um nur zwei der wichtigsten zu nennen.

Neben seiner Tätigkeit als Wissenschaftler und Hochschullehrer hat er sich aber auch in der akademischen Selbstverwaltung jahrelang für seine Universität engagiert. So war er jeweils acht Jahre lang Mitglied des Senats und des Verwaltungsrats sowie zwei Jahre Mitglied des Großen Senats. Fast vierzehn Jahre beriet er den Senat der Universität Stuttgart durch seine Mitarbeit im Senatsausschuß Forschung. Von 1980 bis 1986 diente er der Uni-

versität unter dem damaligen Rektor Zwicker als Prorektor für Forschung und übernahm nach dessen Tod 1987 das Amt des Rektors, in welchem er 1988 bestätigt wurde und das er bis 1990 innehatte. Ich ging damals als Prorektor für Lehre bei ihm in die Lehre für mein jetziges Amt und erinnere mich gerne zurück, wie sich unser Rektorat, dazu gehörten noch der damalige Prorektor für Forschung, Herr Kollege Hartl, und der damalige Kanzler Blum und später Kramer, als Team verstand, das in lockerer Arbeitsteilung so manchen Erfolg für unsere Universität verbuchen konnte.

In die Amtszeit des Rektors Effenberger fielen so wichtige Investitionen wie die Beschaffung der CRAY 2, aber auch der Erwerb und Ausbau des Eulenhofs. Die Bioverfahrenstechnik wurde eingerichtet und der Studiengang Technische Biologie etabliert. Wir haben die Einweihung des neuen Instituts für Sportwissenschaften gefeiert (1988), aber auch den Neubau für das Institut für Strahlwerkzeuge erhalten mit seinem Schwerpunkt Lasertechnik. Du hast es verstanden, lieber Franz, durch meisterlich verlorene Tennispartien beim damaligen Ministerpräsidenten noch so manches andere Investitionsprojekt günstig zu beeinflussen, und Du hast den Höhepunkt Deiner Karriere auf diesem Gebiet erreicht, als der Ministerpräsident sich irgendwann weigerte, weiterhin gelegentlich mit Dir zu frühstücken, weil ihn das zu teuer zu stehen kam. Ich glaube, das war in dem Zeitraum, in dem Du auf wunderbare Weise beim Frühstück für die Neueinrichtung zweier fertigungstechnischer Lehrstühle zehn Millionen DM Landeszuschuß organisiert hast!

Auch in gesellschaftspolitischem Umfeld bewegte sich damals vieles. Gorbatschow kam nach Deutschland. Weil der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Rau ihm 8000 Bergleute präsentierte, wollte unser damaliger Ministerpräsident ihn mit einem Kontrastprogramm überraschen. Unser Auftrag lautete, eine High Tech Show in der Universität zu organisieren. Die Bilder gingen damals um die Welt, als wir dem Generalsekretär per Roboter Wein überreichen ließen, und er den Wein trank trotz des Antialkoholprogramms, das er gerade der damaligen Sowjetunion verordnet hatte. Zudem bekamen wir von den badischen und württembergischen Weinbauern großes Lob ob unserer diplomatischen Fähigkeiten, weil wir weder weiß noch rot noch einschenken ließen, sondern Rosé.

Trinkfest mußten wir sein, als wir die Besitzer der Wagenburg überredeten, das Unigelände zu räumen, und die von Dir eingeführte Sitte, in den Rektoratssitzungen nach 17 Uhr Wein zu reichen, um schwierige Fälle zu lösen, setzen wir auch im derzeitigen Rektorat fort, weil sich das Prinzip schon damals bestens bewährt hat.

An Deiner nun heute angesagten angeblich letzten öffentlichen Vorlesung, die ein erster Versuch des Abschiednehmens von der Universität ist, erlaube ich mir, Dir, lieber Franz, im Namen der Universität öffentlich Dank zu sagen für Dein unermüdlisches Engagement für unsere Universität, aber auch für die persönliche Freundschaft, die uns verbindet und die mein Leben bereichert hat.

Abschiedsvorlesungen sind ein guter akademischer Brauch. Sie läuten im allgemeinen einen neuen Abschnitt im Leben eines Hochschullehrers ein. Sollten Sie also im bevorstehenden Sommer im Stadtpark einen Herrn seiner Gestalt mit weißem Schopf Tauben füttern sehen, eilen Sie zu ihm und sagen Sie ihm „Guten Tag“. Aber erwarten Sie bitte nicht, hier Franz Effenberger zu sehen. Wir kennen ihn alle besser. Mit großer Wahrscheinlichkeit sitzt er eher in seinem Institut im Emerituszimmer anstatt bei seiner lieben Frau in der Küche und arbeitet an Plänen für neue Sonderforschungsbereiche oder an einer Denkschrift zur Befreiung der Universität von der Bürokratie!

„Was haben Bopserbrunnen, Blutfarbstoff und Perlonstrümpfe gemeinsam?“ Wir wissen es noch nicht, aber Du, lieber Franz, wirst es uns gleich verraten. Wir sind sehr gespannt und freuen uns auf Deinen Vortrag.

Prof. Dr. F. Effenberger

Abschiedsvorlesung am 2. Juni 1999

Was haben Bopserbrunnen, Blutfarbstoff und Perlonstrümpfe gemeinsam? Porträts dreier Stuttgarter Chemiker

Mit einem Vortrag über „Farbstoffe und Enzymreaktionen“* habe ich mich im April 1987 als damals neu gewählter Rektor in diesem Saale der Öffentlichkeit vorgestellt. Wenn ich auch nicht alle positiven Äußerungen über diesen Vortrag ernst genommen habe, so war doch die allgemeine Tendenz der Meinungen für mich erfreulich. Es war mir offenbar gelungen, das eher schlechte Image der Chemie zu verbessern und darüber hinaus sogar Freunde für die Chemie zu gewinnen.

Als ich mir nun Gedanken über das Thema dieser Abschiedsvorlesung gemacht habe, war es naheliegend, noch ein zweites Mal den Versuch zu wagen, für die Chemie zu werben.

Wie viele der Anwesenden wissen, zeichnet sich Stuttgart gegenüber vielen anderen Städten in Deutschland durch einen ausgesprochenen Hang seiner Bewohner zum Understatement aus. Dieses Understatement gilt insbesondere auch für die Wissenschaft, die in dieser Stadt in beachtlicher Weise beheimatet ist, die jedoch in der Regel von der Öffentlichkeit nur wenig wahrgenommen wird.

Wenn ich also nun den Versuch unternehme, Ihnen anhand von drei überraschenden Wissenschaftlern einige interessante Bereiche der Chemie nahezubringen, dann geht es mir auch darum, daß diese drei Persönlichkeiten in der Stadt, in der sie gelebt und gearbeitet haben und mit der sie sich immer verbunden fühlten, in ihrer Größe erkannt und bekannt gemacht werden. Ich will über das Leben und berufliche Wirken der Chemieprofessoren HERMANN CHRISTIAN FEHLING, WILLIAM KÜSTER und PAUL SCHLACK sprechen.

Eine für die Entwicklung der Chemie in Stuttgart außerordentlich wichtige Entscheidung fiel im August 1839, als Dr. Hermann Christian Fehling die Nachfolge von Professor DEGEN antrat und als Hauptlehrer für Chemie an die damalige Gewerbeschule berufen wurde.

* Reden und Aufsätze 39, Stuttgart 1995

Das Ministerium hatte ursprünglich schon drei eigene Kandidaten vorgesehen, sich aber dann doch entschlossen, die Stelle auch im Regierungsblatt für das Königreich Württemberg auszuschreiben. Auf Anraten des Geheimen Hofrats FRIEDRICH VON JOBST bewarb sich auch Fehling um die ausgeschriebene Stelle. Die hervorragende fachliche Beurteilung durch Christian GMELIN, Tübingen, und die besondere Empfehlung LIEBIGS brachten eine rasche Entscheidung zugunsten Fehlings.

Eine kritische Würdigung der Person und der Leistungen von Hermann Fehling hat Volker Ziegler mit seiner Magisterarbeit im April 1998 vorgelegt, die von Prof. Otto Krätz betreut wurde.

1811 in Lübeck geboren, hatte Fehling in seiner Vaterstadt eine Apothekerlehre angetreten, dann zunächst ein Pharmaziestudium begonnen, bevor er in Heidelberg Chemie studierte und dort 1837 bei Leopold Gmelin promovierte. Nach der Promotion siedelte er nach Gießen über, wo sich damals ein täglich wachsender Schülerkreis um den berühmten Justus v. Liebig versammelte. A. W. v. Hofmann, der erste Präsident der Deutschen Chemischen Gesellschaft, der Fehling seit dieser Gießener Zeit sehr gut kannte, schildert seine dortige Tätigkeit folgendermaßen:

„Der Feuereifer, mit welchem der junge Doctor im Gießener Laboratorium arbeitete, steht mir noch heute lebhaft vor Augen. Morgens der erste, abends der letzte auf seinem Platze hatte er durch sein Wissen, Wollen und Können bald die Aufmerksamkeit Liebigs auf sich gezogen, dem er nun mit jedem Tage näher trat. Wir Anfänger hegten für den Bevorzugten einen gewaltigen Respect, dem vielleicht ein Anflug von Eifersucht nicht fremd geblieben wäre, wenn wir nicht so oft Veranlassung gehabt hätten, uns den Rat und die Hülfe, dieses Vielerfahrenen zu erbitten, und wenn dieser Rath, diese Hülfe nicht stets mit so gewinnender Freundlichkeit gewährt worden wären. Aus diesen während der Lehrjahre in Gießen mit Liebig angeknüpften Beziehungen entfaltete sich später ein inniger Freundschaftsbund, welchen beide Männer nicht aufgehört haben, zu den schönsten Gewinnsten ihres Lebens zu zählen“.

In den ersten Stuttgarter Jahren widmete sich Fehling ganz dem Aufbau und dem Ausbau des chemischen Unterrichts. Der erste Lehrplan für Chemie aus dem Jahre 1835 zeigte eine stark anwendungsorientierte Ausbildung ohne jegliche theoretische Grundlagen.

Schon ein Jahr nach seiner Berufung, also 1840, legte Fehling einen neuen Lehrplan vor, in dem auch die theoretischen Grundlagen der Chemie im Un-

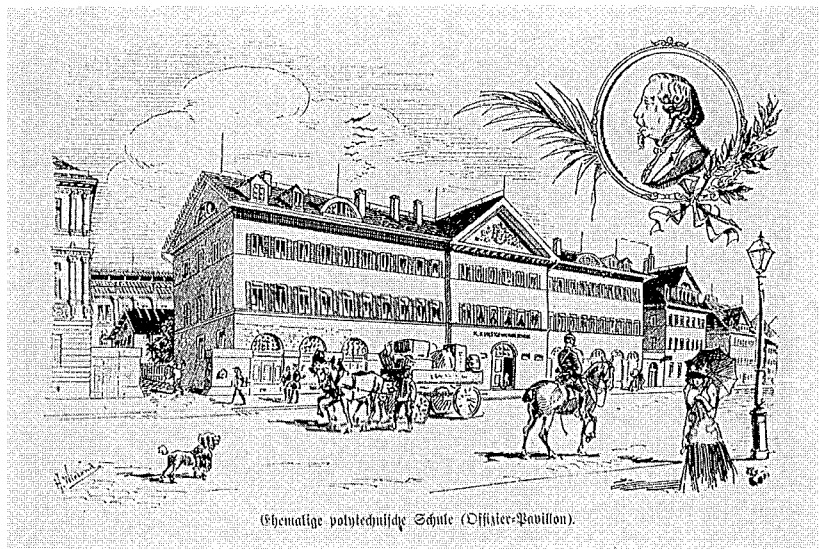


Hermann Fehling

terricht fest verankert waren. Wichtig für ihn, einem überzeugten Liebig-Schüler, war auch die Einführung einer experimentellen Ausbildung für Chemiestudenten.

Das erste chemische Institut war im Rückgebäude der ehemaligen Stallungen des Offizierspavillons in der unteren Königstraße untergebracht und bestand aus einem Hörsaal, zwei chemischen Laboratorien, einem Privatlabor, einem Arbeitszimmer für den Lehrer, zwei Experimentierräumen für die Schüler, einem Requisitenraum und einem Dachstübchen für den Laboranten.

Eine Schilderung, wie es damals in den Labors wohl zugegangen sein mag, stammt von William Küster aus dem Jahre 1929.



Offizierspavillon in der unteren Königstraße

„Als Fehling Anfang der vierziger Jahre in seiner Küche in der Königstrasse das Benzonitril aufgefunden hatte, muss er die Analyse in der Art ausgeführt haben, wie sie im Giessener Laboratorium gehandhabt wurde, d. h. durch Auflegen glühender Kohlen auf die Glasröhre, in der sich der zu verbrennende Stoff mit Kupferoxyd gemischt befand. Da diese Prozedur im Arbeitsraum geschah – Abzüge gab es damals noch nicht – so wird die Luft nicht gerade verbessert worden sein, dafür konnte er sich allerdings in der reinen Luft der damaligen Gartenstadt Stuttgart erholen, während heutzutage – d. h. 1929! – das Atmen der Laboratoriumsluft weit bekömmlicher ist als der Aufenthalt in der durch Autos und Motoren verpesteten Stuttgarter Strassenatmosphäre“.

Küster beschreibt hier mit der Bildung eines Nitrils durch Erhitzen der entsprechenden Ammoniumsalze eine der wichtigsten Arbeiten Fehlings (Liebigs Ann. Chem. 49 (1844) 91). Er erkannte dabei auch den Zusammenhang der Bildung von Blausäure aus Ammoniumformiat sowie von Dicyan aus Oxalsäure und Ammoniak.

Fehling konnte mit diesen Ergebnissen, trotz der schwierigen Aufbauphase in Stuttgart, nahtlos an seine wissenschaftlichen Leistungen im Gießener Laboratorium anschließen.

Mit diesen Erfolgen und so prominenten persönlichen Förderern, wie sie Liebig, Wöhler und Gmelin darstellten, schien seine Wegberufung an eine Universität, die ihm ein entsprechendes wissenschaftliches Umfeld (Doktoranden usw.) geboten hätte, nur eine Frage der Zeit zu sein. Daß er trotzdem in Stuttgart geblieben ist, waren einerseits persönliche Gründe, aber auch seine beruflichen Neigungen und Interessen spielten dabei eine nicht unwesentliche Rolle.

Durch die Ernennung zum Hauptlehrer (Ordinarius) an der Polytechnischen Schule hatte Fehling die Voraussetzung geschaffen, als „Ausländer“ in seiner Wahlheimat Stuttgart sowohl privat wie beruflich wie ein „echter“ Württemberger anerkannt und behandelt zu werden. Er heiratete 1844 Sophie Cleß, die einer angesehenen Stuttgarter Familie entstammte. EMIL FERDINAND FEHLING, ein Neffe Fehlings, gibt in seiner Autobiographie eine interessante Schilderung seiner Stuttgarter Verwandten.

„Der zärtlich verehrten Tante Sophie, einer wahrhaft edlen und liebenswerten Schwäbin, die es im Leben nicht immer leicht gehabt hat, bewahre ich ein dankbares Gedächtnis. Onkel Hermann, Geheimer Hofrat, war ein ernster, gegen die Seinen wie gegen sich selbst sehr strenger Mann, dem ich damals möglichst auswich. Um irriger Auffassung vorzubeugen, bemerke ich übrigens noch, daß Onkel Hermann so strenge er oft war und fast immer erschien, doch ein weiches Herz besaß und die Seinen gewiß zärtlich geliebt hat“.

Durch seine Heirat in eine gut situierte Familie und durch seine Position als Professor, war Fehling nicht nur in der Stuttgarter Gesellschaft aufgestiegen, sondern erhielt damit zwangsläufig auch Zugang zum Hause Württemberg, das sein Ansehen und seine Kompetenz als Wissenschaftler für die Interessen des Landes durchaus zu nutzen wußte.

Auf Wunsch von König Wilhelm I. wurde 1844 der „Verein für vaterländische Naturkunde in Württemberg“ gegründet, der auch eine Zeitschrift herausgab. Fehling wurde Mitglied der Redaktionskommission und veröffentlichte eine Reihe von Aufsätzen in den Jahresschriften des Vereins.

Von besonderer Bedeutung für die industrielle Entwicklung Württembergs waren die erfolgreichen Bemühungen Fehlings, naturwissenschaftliche Erkenntnisse in der gewerblichen Wirtschaft einzuführen und sie anzuwenden. 1842 erschien z. B. ein Aufsatz „Über galvanische Vergoldung und Versilberung“, in dem Fehling die Vorteile der galvanischen Methode – BILLIGER, SCHNELLER, QUALITATIV BESSER – gegenüber der bisher üblichen Feuervergoldung herausstellte. Fehling half aktiv bei der technischen Realisierung dieses neuen Verfahrens in der Praxis.

Zum Geburtstag des Königs 1847 veröffentlichte Fehling einen umfangreichen Aufsatz, in welchem er die württembergische Salzproduktion im internationalen Vergleich darstellte. Salz und Soda waren wichtige Ausgangsprodukte für die sich rasch entwickelnde chemische Industrie, die ihm natürlich besonders am Herzen lag.

Ein Haupthindernis für eine konkurrenzfähige industrielle Entwicklung Württembergs sah Fehling in den fehlenden Ressourcen an Primärenergie (Erdöl, Kohle). Es war ihm deshalb ein Anliegen, u.a. durch Gutachten, Energie-Einsparungspotentiale in handwerklichen und industriellen Bereichen konkret aufzuzeigen.

Die 1848 gegründete ZENTRALSTELLE FÜR GEWERBE UND HANDEL wurde durch die Gutachten auf ihn aufmerksam und berief ihn zum Technischen Rat. Zur gleichen Zeit wurde auch FERDINAND STEINBEIS in diesen Rat berufen. Fehling und Steinbeis waren sich in dem Ziel, das wirtschaftliche Potential des Landes zu stärken, einig. Auf zahlreichen internationalen und nationalen Ausstellungen machten sie das damals industriell noch völlig unbedeutende Württemberg bekannt, u.a. dadurch, daß sie als Preisrichter in Kommissionen mitwirkten und somit auf die Prämierung der ausgestellten Produkte Einfluß nehmen konnten.

Durch diese vielfältigen Aktivitäten Fehlings hatte es sich im Handel und Gewerbe bald herumgesprochen, daß die immer wichtiger werdenden chemischen Analysen der verschiedenen Produkte zuverlässig im Fehling'schen Institut durchgeführt werden konnten. Da Fehling aus Kostengründen gegen die Anstellung eines „Staatschemikers“ für Gewerbezwecke in einem unabhängigen Labor war, die Aufgaben aber immer umfangreicher wurden, stellte er 1850 seinen Assistenten ANDREAS FAISST als Chemiker auf Rechnung der Zentralstelle für Handel und Gewerbe an. Erst 1859 richtete die Zentralstelle für Gewerbe und Handel ein eigenes unabhängiges Laboratorium ein, das wir heute als CHEMISCHE LANDESUNTERSUCHUNGSANSTALT kennen.

Weltweit bekannt unter Chemikern, Ärzten und Pharmazeuten ist Fehling auch heute noch durch seine um 1850 publizierten Arbeiten zur quantitativen Bestimmung von Zuckern, insbesondere im Harn von Zuckerkranken. Für jeden, der sich auch nur etwas mit Chemie beschäftigt, ist die *FEHLING'sche Lösung* und ihre Anwendung ein Begriff.

Auf die Diskussion anderer interessanter Forschungsergebnisse, die Fehling publiziert hat, möchte ich an dieser Stelle aus Zeitgründen nicht eingehen.

Sein schon angeführtes Engagement in der Anwendung chemischer Erkenntnisse auf die Lösung wichtiger praktischer Probleme und vielleicht

auch das, im Vergleich zu seinen Universitätskollegen, fehlende wissenschaftliche Umfeld an der „Polytechnischen Schule“ führten dazu, daß er um 1855 seine zweckfreien und rein wissenschaftlichen Arbeiten weitgehend einstellte und sich ganz mit der Anwendung der Chemie, insbesondere der Analytik zur Lösung wichtiger Aufgaben und Probleme im Lande Württemberg zuwandte.

Fehling hatte schon früher in Reden und Aufsätzen die Meinung vertreten, daß Württemberg zwar ein an Bodenschätzen armes Land sei, daß es jedoch in den Salz- und Mineralwasservorkommen zwei bedeutende Schätze besitze. So ist es nicht verwunderlich, daß er sich als erster intensiv mit der Untersuchung der Mineralquellen im Lande beschäftigte. Die erste Untersuchung stammt aus dem Jahr 1850 und betrifft den Bopserbrunnen in Stuttgart. Im Verlauf der Jahre wurden praktisch alle wichtigen, zur damaligen Zeit bekannten, Mineralwässer Württembergs untersucht und beschrieben.

Beeindruckend für mich ist die Protokollführung in den noch vorhandenen Laborbüchern, die im chemischen Landesuntersuchungsamt die Wirren der Zeit überstanden haben. Mit wenigen Beispielen möchte ich ihnen einen Eindruck vermitteln, welche Fragen damals an Fehling herangetragen wurden und wie er sie bearbeitet und beantwortet hat.

Untersuchung des Berger Mineralwassers

Weinuntersuchung für den Ochsenwirth Wolff aus Möhringen.

Weinmuster einiger „Württembergers“

Faßt man den Einfluß, den HERMANN CHRISTIAN FEHLING auf die Entwicklung der Chemie an unserer Hochschule und auf die industrielle Entwicklung des Landes Württemberg zusammen, so läßt sich folgendes festhalten:

1. Fehling war in starkem Maße VON LIEBIG GEPRÄGT und diesem in vielen Dingen ähnlich, d. h. einerseits hervorragender Wissenschaftler, andererseits stets bemüht, wissenschaftliche Erkenntnisse praktisch anzuwenden. Wie bei Liebig lag auch seine fachliche Stärke vor allem in der Analytik.
2. Obwohl an eine Gewerbeschule berufen, hat Fehling das Chemiestudium in Stuttgart von Anfang an so aufgebaut und gestaltet wie an Universitäten damals üblich. Dies hatte große Vorteile bei der späteren Umwandlung in eine Technische Hochschule und deren spätere Gleichstellung mit Universitäten.

Publikationen Fehlings über die UNTERSUCHUNG DER MINERALQUELLEN in „Jahreshefte des Vereins für Vaterländische Naturkunde in Württemberg“

- Analyse des Bopserbrunnens bei Stuttgart, 9 (1853), 125-126
- Chemische Untersuchung einiger Quellen des neuen Stuttgarter Mineralbades bei Berg, 13 (1857), 113-130
- Untersuchung der Mineralwasser von Jöbenhausen; 15 (1859), 82-89
- Chemische Analyse der Wildbader Thermen, 16 (1860), 106 und 22 (1866), 129-146
- Chemische Untersuchung der Theinacher Mineralquellen, 16 (1860), 129-152 und 22 (1866), 159-167
- Chemische Analyse der Quellen in Liebenzell, 22 (1866), 147-157
- Chemische Analyse des Göppinger Sauerbrunnens, 37 (1881), 153-171

November 1857

Herr Ochsenwirth Wolff in Möhringen
1 Probe Wein zur Untersuchung übergeben

Es war unmöglich mit Steicherheit nachzuweisen, daß der zur Untersuchung übergebene Wein ein künstlich dargestellter ist, da er jedenfalls natürlichen Wein enthält und an Zucker nur den hauptsächlich in den Trauben vorkommenden Traubenzucker in einer Quantität wie für einen guten Weinmost entspricht enthält, auch der Säuregehalt ist entsprechend dem eines guten Weins. Die übergebene Probe Wein fing in kurzer Zeit sehr stark an zu gähren. Es scheint, daß das Faß, in welches der Wein kam nicht gut angeschwenkt war und dieß das Eintreten der Gährung verhinderte, da der Wein deutlich nach Schwefelst. dem Einbreiten des Fasses roch.

4/11

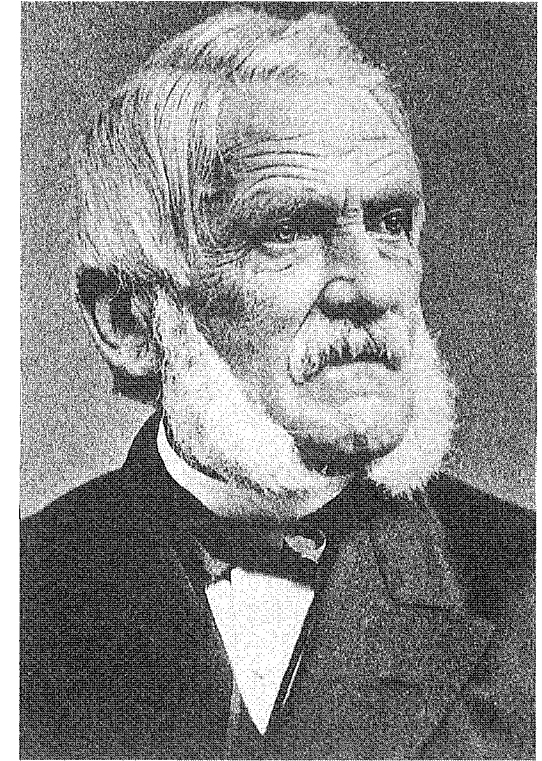
Unterschrift

Untersuchung des Berger Mineralwassers

Weinuntersuchung für den Ochsenwirth Wolff aus Möhringen.

Weinmuster einiger „Württemberg“

Weinmuster		Alkohol	Zucker	Säure	Grade
von H. Jobst Cerner 1857 von Neckarsulm		10 ½	¼ %	0.57	
Astberger 1857		10.0	0.5	0.70	
von H. Fabrikant Laiblen					
Weinsberger, weiß		9.9	Spur	0.60	
Neustädle, Sieten		10.4	"	0.72	86°
Rißling Neipperg		10.3	"	0.83	
Korber, weiß		9.1	"	0.70	85°
Graßheppach		8.3	"	0.76	
Trollinger, Weinsberg		9.6	"	0.68	82°
Weinsberg, Cerner, weiß gekellert		12.6	"	0.57	95°
Weinsberg, weiß Burgunder		10.9	"	0.66	88°
von Hofkeller					
Cerner von Hohenhaslach		11.5	"	0.56	
Trollinger von Untertürkheim		10.3	0.6	0.71	
Weiß von Untertürkheim, 1. Sorte		11.2	Spur	0.61	
Rißling von Mundelsheim		11.0	0.2	0.69	
von H. Reihlen		8.5	2.8	0.97	



Fehling in höherem Alter

3. Fehling hat durch seine Aktivitäten die Industrialisierung des unbedeutenden Agrarlandes Württemberg sehr stark gefördert. Darüber hinaus wurde er durch seine analytischen Aktivitäten zum Begründer des Chemischen Landesuntersuchungsamtes.

Aus gesundheitlichen Gründen trat Fehling im April 1884 als Mitglied der Zentralstelle für Handel und Gewerbe zurück. Er starb am 1. Juli 1885 im Alter von 74 Jahren in Stuttgart.

In seinem Nachruf als Präsident der Chemischen Gesellschaft hat A.W. v. HOFMANN das Wirken von Fehling noch einmal treffend charakterisiert:

„Fehling war eine eigenartig veranlagte Natur. Durch eine Reihe ausgezeichneten Arbeiten an der wissenschaftlichen Bewegung der Zeit beteiligt, hat er gleichwohl stets eine Vorliebe für Aufgaben bekundet, welche



Küster 1882 als Student in Tübingen

allerdings mit Hilfe der Wissenschaft gelöst werden, deren Lösung aber nicht sowohl dem Fortschritte der Wissenschaft als vielmehr den Äusserungen menschlicher Tätigkeit zugute kommen, welche auf der Anwendung der Wissenschaft begründet sind“.

WILLIAM KÜSTER, den ich als zweiten bedeutenden Chemiker unserer Hochschule vorstellen möchte, war kein Schwabe. 1863 in Leipzig geboren, ist er in Berlin aufgewachsen. In Tübingen begann er das Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften, das er dann in Berlin und Leipzig fortsetzte. Schon in Berlin hat er sich durch die begeisternden Vorlesungen von A. W. Hofmann ganz der Chemie zugewandt. Er promovierte 1889 in Leipzig bei WISLICENUS über ein Problem der Chinolyacrylsäure.

Küster war ein fröhlicher unbekümmerter Student mit einer stark musischen Veranlagung. Es gab wohl keine Laborfeier, kein Stiftungsfest, an dem er sich nicht aktiv als Dichter oder als Rezitator betätigt hätte.

Wislicenus empfahl den jungen Doktor seinem Kollegen Gustav HÜFNER, Direktor des Physiologisch-Chemischen Instituts der Universität Tübingen. Mit Freuden nahm Küster 1890 die ihm angebotene Assistentenstelle an. Hüfner, ursprünglich Mediziner, dann als Kolbe-Schüler Chemiker, befaßte sich mit dem BLUTFARBSTOFF. Ihn interessierten dabei jedoch nicht die chemische Struktur des Farbstoffs, sondern sein funktionelles Verhalten bei der Respiration, also die physiologisch-medizinische Seite.

Nachdem Küster einige Zeit in Tübingen war, kam er dazu, sich vom rein chemischen Standpunkt aus auch mit dem HÄMOGLOBIN zu beschäftigen. Er wußte damals noch nicht, daß diese selbstgewählte große Aufgabe sein ganzes Forscherleben ausfüllen würde, reich an Freuden, aber auch an Enttäuschungen.

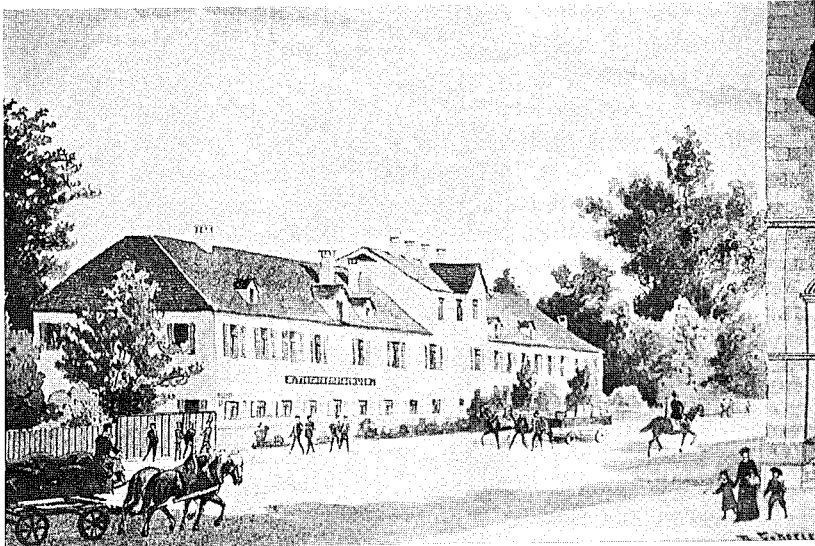
Schon 1896 konnte sich Küster mit überraschenden Anfangserfolgen auf diesem schwierigen Gebiet profilieren. Sein Forschungsgebiet, auf dem er völlig neue Wege beschritten hatte, fand damals jedoch nur wenig Beachtung, lag es doch auf dem Grenzgebiet von Chemie und Medizin, was nur einen eher beschränkten Kreis von Fachgenossen interessierte.

1903 wurde Küster als Ordinarius für Chemie an die königliche TIERARZNEISCHULE in Stuttgart berufen. Das alte, im unteren Schloßgarten versteckt gelegene, chemische Institut war dürftig, ja geradezu vorsintflutlich eingerichtet und der Institutsetat entsprechend knapp und zweckgebunden. Küster war von seinen bescheidenen Tübinger Arbeitsmöglichkeiten her nicht verwöhnt, und so schreibt er in seinen Erinnerungen:

„Es arbeitete sich schließlich gar nicht so schlecht in diesen alten Räumen mit ihrer bewegten Vergangenheit, denn die Tierarzneischule soll ja aus einem von König Friedrich angelegten zoologischen Garten entstanden sein und das chemische Institut beherbergte einst die Vierhänder. Die Lage war herrlich: Auf der eine Seite der botanische Garten, der malerische Partien aufwies, auf der anderen der Garten mit den offiziellen Pflanzen“.

PAUL SCHLACK, einer seiner bedeutendsten Schüler, stellte sich die damalige Situation Küsters folgendermaßen vor:

„Es war also eine Umgebung, die für Küsters stille und kontemplative Wesensart einen geradezu idealen Rahmen abgab. Der alte Stuttgarter mag sich vorstellen wie der inzwischen mit dem Herzen Schwabe gewordene

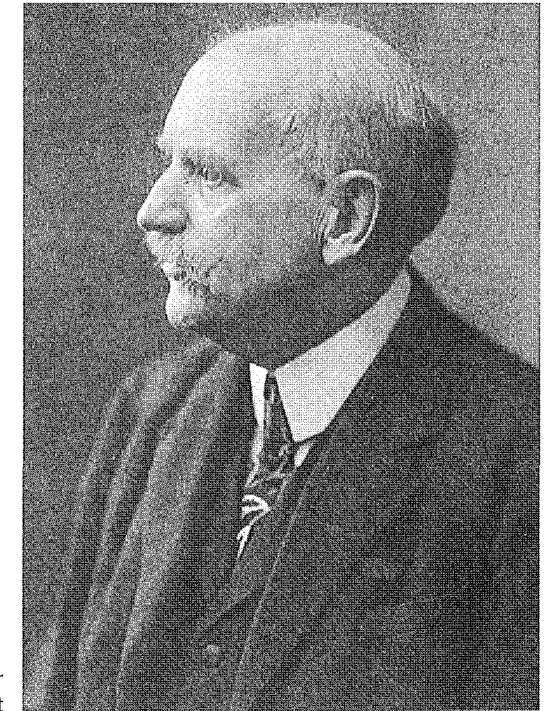


Tierarzneischule

Professor an schönen Sommerabenden nach der Institutsarbeit, allein mit seinen Gedanken durch die Anlagen spazierte, vom Heilkräutergarten hinüber zur Meierei, weiter zum Platanen gesäumten Philosophenweg, dann entlang der Orangerie zum Königstor und von dort wieder abschwenkend über die Lusthausruine am unteren See vorbei zurück zum Laboratorium, wo er vielleicht ein letztes Experiment zu kontrollieren hatte oder das eben Bedachte mit seiner zierlichen Handschrift noch zu Papier bringen wollte“.

Mit seiner Berufung fühlte sich Küster finanziell so weit abgesichert, daß er einen eigenen Hausstand gründete. Seine sehr glückliche Ehe mit Rosa Albers, der drei Kinder entsprossen, hat gewiß viel dazu beigetragen, daß trotz aller Beschränkungen, trotz der Überforderung mit Vorlesungen und manchen lästigen Nebenaufgaben die zehn Jahre seiner Lehr- und Forschungstätigkeit an dieser etwas abseits gelegenen Akademie die schönste Zeit seines Lebens geworden sind.

Ganz unerwartet traf ihn ein schwerer Schicksalsschlag. Im Zuge von Sparmaßnahmen wurde die Tierarzneischule geschlossen. Die berechtigte Hoffnung auf einen Institutsneubau war jäh vernichtet, die Existenz ernstlich bedroht. Schließlich fand sich ein Ausweg. 1913 wurde Küster Extraordinarius



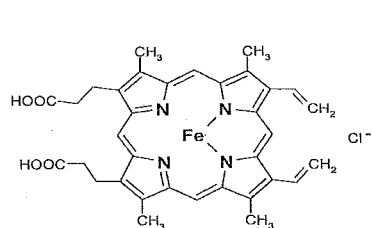
Küster als Professor an der
TH Suttgart

und 1914 als Nachfolger von CARL MAGNUS HELL, Ordinarius für Organische und Pharmazeutische Chemie an der Technischen Hochschule Stuttgart.

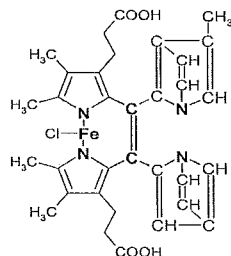
Die geschilderte Arbeitsatmosphäre an der Tierarzneischule hatte sicher einen entscheidenden Einfluß auf die genialen Ideen, die William Küster gerade in diesen Jahren entwickelte. Schon 1907 hat er eine Formel für den Blutfarbstoff erdacht, die bereits wesentliche Züge seines späteren Vorschlags aufwies. Er wagte damals noch nicht, seine Auffassung in der Öffentlichkeit zu vertreten.

1912 trat er dann mit einer neuen ebenso kühn wie genial entworfenen Formel für den Blutfarbstoff vor die Fachwelt. Diese wegen ihrer wundervollen Symmetrie des Porphin-Gerüsts so einleuchtende Struktur, mit der sich die meisten experimentellen Beobachtungen erklären ließen, stieß in der Fachwelt auf eine fast einhellige Ablehnung. Besonders fatal für Küster war

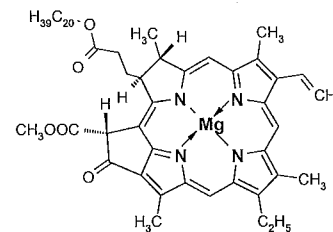
Strukturvorschläge für den Blutfarbstoff



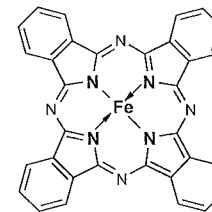
Küster (1912)



Willstätter (1913)



Chlorophyll-a



Phthalocyanin

es, daß der allseits bekannte und geschätzte Nobelpreisträger RICHARD WILLSTÄTTER, der sonst Küsters Arbeiten freimütig anerkannt hatte, die neue Idee mit kurzer Kritik abwies. Er stellte dafür eine ganz andere Formel auf, die den damaligen Struktur-Vorstellungen der klassischen Chemie viel mehr entsprach. Die Willstättersche Tetrapyrrolethylen-Formel für den Blutfarbstoff beherrschte nun in Varianten das Feld bis 1925.

Die Angriffe der Fachkollegen, insbesondere die des einflußreichen Richard Willstätter, haben den sensiblen William Küster nicht nur seelisch belastet, sondern hatten auch zur Folge, daß seine Forschungsarbeiten praktisch nicht mehr öffentlich gefördert wurden.

Der Streit der Meinungen wogte über die Jahre hin und her, bis schließlich im Jahre 1927 von Hans Fischer und Mitarbeitern so viel gewichtiges experimentelles Material beigebracht worden war, daß an der grundsätzlichen Richtigkeit des Küsterschen Vorschlags aus dem Jahre 1912 nicht mehr ernstlich zu zweifeln war. Hans Fischer und K. Zeile ist es Ende 1928 vollends gelungen, die Totalsynthese des Blutfarbstoffs zu verwirklichen. Küsters geniale Überlegungen und sein Strukturvorschlag von 1912 waren nun in vollem Umfang auch experimentell bestätigt.

Schon 1912 war Küster für den NOBELPREIS vorgeschlagen worden. Es gehört zur Tragik dieses Forscherlebens, daß er den Triumph, mit dem Nobelpreis ausgezeichnet zu werden, nicht mehr erlebte. Am 5. März 1929, während der Vorbereitung seiner Vorlesung, erlag er in den Armen seines

langjährigen Assistenten Felix Schoder einem Herzinfarkt. Hans Fischer erhielt daraufhin allein den Nobelpreis 1930 für die Aufklärung der Struktur des Blutfarbstoffs.

Noch in Küsters Todesjahr 1929 zeichnete sich ein weiterer Triumph seiner Porphyrinformel ab. In einem Werk der Scottish Dyes hatte man bei der Herstellung von Phthalimid als Nebenprodukt ein Eisensalz entdeckt, das sich bei der wissenschaftlichen Untersuchung als ein dem Blutfarbstoff von der Struktur her vergleichbarer Verbindungstyp herausstellte. Es war dies ein Phthalocyanin, der erste Vertreter einer auch heute noch bedeutenden Gruppe von Pigmentfarbstoffen.

Jahre nach Küsters Tod hat man bei der Aufklärung der Strukturen des Chlorophylls und des Vitamins B12 wiederum das gleiche Strukturkonzept entdeckt, das Küster 1912 erstmalig für den Blutfarbstoff vorgeschlagen hatte. Die Tragik von William Küster war es, daß er zu früh geniale Ideen in einem Grenzgebiet zwischen Chemie und Medizin zu einer Zeit entwickelt hat, als sie bedauerlicherweise für die äußerst erfolgreiche deutsche chemische Industrie uninteressant waren. Gefragt waren damals hauptsächlich Synthesen neuer Farbstoffe und Pharmazeutika. Arbeiten über so etwas Exotisches wie den Blutfarbstoff interessierten in der Industrie dagegen weniger. Heute wäre die Situation völlig anders. Jede renommierte Chemiefirma strebt als Hauptbetätigungsfeld Life Sciences an, manche sind sogar bestrebt zu beweisen, daß sie nichts mehr mit Chemie zu tun haben.

Küster wäre unter diesen Voraussetzungen für die Pharmaindustrie ein sehr gefragter Mann geworden.

Vieles, was man heute über Küster weiß, hat sein ihn bewundernder Schüler PAUL SCHLACK zusammengetragen, über den ich jetzt noch berichten möchte.

Im Gegensatz zu Fehling und Küster, die erst im Verlaufe ihres Berufslebens überzeugte „Wahlschwaben“ geworden sind, war Paul Schlack ein echter Stuttgarter, in dieser Stadt am 22. Dezember 1897 geboren und auch hier aufgewachsen. Zeit seines Lebens war er stolz darauf, seine Bildung und Erziehung am humanistischen Eberhard-Ludwigs-Gymnasium genossen zu haben.

Von seinem Chemielehrer Cranz empfohlen, meldete er sich 1915, als damals jüngster Student, bei William Küster zum Chemiestudium an. Schlack schreibt darüber in seinen Erinnerungen: *„Ich weiß noch wie beglückt ich meinem Vater von dieser ersten Begegnung mit diesem begnadeten Lehrer berichtete. Nie hatte ich später Veranlassung, diesen ersten Eindruck zu revidieren.“*

Nach dem ersten Semester wurde Paul Schlack Soldat und mußte das Studium für drei Jahre unterbrechen, setzte es aber dann in Stuttgart wieder fort. Die wissenschaftlichen Interessen Küsters hatten sich in diesen Jahren ausgehend von den Untersuchungen des Blutfarbstoffs, allgemeinen Problemen der Pyrrolchemie und der Eiweißstoffe zugewandt. So hatte sich Schlack schon im Rahmen seiner Diplomarbeit und anschließend noch mehr als Assistent Küsters mit dem Reaktionsverhalten von Aminosäuren und Peptiden auseinanderzusetzen. Bei seinem phänomenalen Gedächtnis war es nicht erstaunlich, daß er sich dabei eine breite Literaturkenntnis über Eiweißstoffe aneignete, die ihm später noch zustatten kommen sollte. So kannte er z. B. die interessanten Arbeiten von FRIEDRICH LEUCHS, einem Mitarbeiter von E. Fischer, der schon 1908 aus den cyclischen N-Carboxy- α -amino-carbonsäureanhydriden α -Polyamide (Polypeptide) hergestellt hatte. Als Küster-Schüler und natürlich auch seiner Neigung entsprechend, suchte Schlack beruflich eine Position in der Pharmaforschung. Es lag auch schon eine Zusage der Firma Hoechst vor, die aber scheiterte. Im sogenannten Ruhr-Krieg waren die Stadt Höchst und die Farbwerke vom französischen Militär besetzt, und niemand kam über Griesheim hinaus nach Westen.

Kurz nach der einschneidenden Währungsreform von 1923 nahm P. Schlack dann nolens volens zum 1.2.1924 ein Angebot der AGFA in Wolfen an. Seine Aufgabe war es, die Produktion der besonders naturseideähnlichen

ACETAT-Kunstseide vorzubereiten. Ein Thema aus der Synthesechemie hätte ihn natürlich weit mehr begeistert.

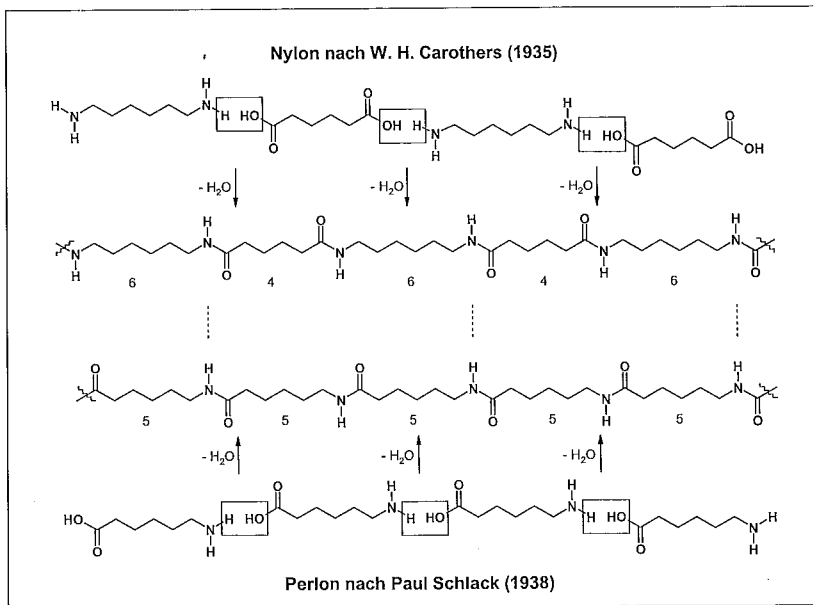
Die Nachrufe auf Graf Hilaire de Chardonnet, dem berühmten Initiator der Kunstseideindustrie, der kurze Zeit nach Schlacks Dienstantritt verstorben war, haben ihn jedoch so beeindruckt, daß er zu dem Schluß kam, den nun eingeschlagenen Weg, sich mit Fasern zu beschäftigen, voll und ganz zu bejahen. Er verfolgte jedoch weiter die wissenschaftliche Literatur auf ihn interessierenden Gebieten sorgfältig.

1926 wechselte er von Wolfen nach Berlin-Lichterfelde in die von der IG und Glanzstoff gemeinsam gegründete ACETA-Kunstseidenfabrik.

Die aktuellen Probleme bei der Entwicklung der ACETAT-Seide ließen Schlack nur wenig zeitlichen Spielraum für andere Forschungsaktivitäten. Seine „Hobby-Forschung“ konzentrierte sich auf Polyamide bzw. Peptide, mit denen er sich schon bei Küster beschäftigt hatte. Mit einem einzigen Laboranten führte er z. B. Versuche durch, aus Dicarbonsäuren und Diaminen Polyamide herzustellen. Leider zeigte niemand in der großen IG Interesse für diese Untersuchungen. Damit fand Schlack auch keine Partner, die ihm die notwendigen Ausgangsverbindungen in ausreichenden Mengen zur Verfügung gestellt hätten. Die Forschung auf dem Polyamidgebiet plätscherte so dahin. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel müssen deshalb bei ihm die ersten und umfangreichen Polyamid-Patente der Firma DU PONT eingeschlagen haben, die 1937 erschienen. Der geniale Erfinder W. H. CAROTHERS hatte 1935 aus Adipinsäure und Hexamethylendiamin die erste vollsynthetische Faser, das Nylon, hergestellt. Paul Schlack hat diese Patente laut seinen Aussagen an einem Sonntag am Tegeler See studiert. Was er da las, verschlug ihm den Atem. Welche Möglichkeiten waren in Deutschland während der letzten Jahre auf diesem Gebiet verpaßt worden!

Die Patentansprüche von DU PONT blockierten aus seiner Sicht alle wirtschaftlich erfolversprechenden Wege zu Polyamiden. Nachdem sich jedoch mit Polyestern, die er als technische Alternative zu den Polyamiden untersuchte, auch nicht der erhoffte Erfolg einstellte, wandte er sich Ende 1937 wieder den Polyamiden zu, um doch noch einmal alle Möglichkeiten auszuloten, die DU PONT-Patente zu umgehen.

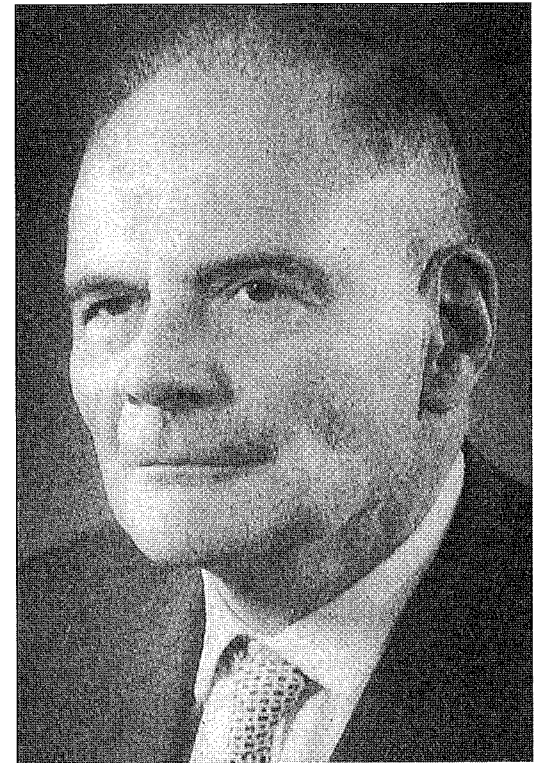
Wie schon acht Jahre zuvor, wählte er wieder ϵ -Aminocaprinsäure als Ausgangsverbindung. Seine Vermutung, daß möglicherweise die ungenügende Reinheit der eingesetzten Aminosäure der Grund für den damaligen Mißerfolg gewesen sein könnte, erwies sich als richtig. Die Schwierigkeit der Reindarstellung der Aminocaprinsäure umging er durch Umwandlung in ein damals noch unbekanntes Urethan, das sofort in reiner Form anfiel.



Diesmal war ihm das Glück hold. Schon beim allerersten Kondensationsversuch entstand ein hochpolymeres Polyamid, aus dessen Schmelze mit einem Glasstab Fäden abgezogen werden konnten, die nach dem Ausrecken eine hohe Reißfestigkeit hatten. Chemisch war dieses Verfahren völlig neuartig und deshalb patentfähig. Fraglich blieb die Wirtschaftlichkeit im Vergleich zu Nylon.

Bei den Kondensationsreaktionen der Aminocapronsäure traten je nach Reaktionsbedingungen wechselnde Mengen Caprolactam auf. Schlack vermutete, daß das stabile und unzersetztes destillierbare ϵ -Caprolactam evtl. eine Zwischenstufe bei der Polyamidbildung sein könnte und daß man mit geeigneten Katalysatoren auch das Lactam selbst in das Polyamid überführen kann.

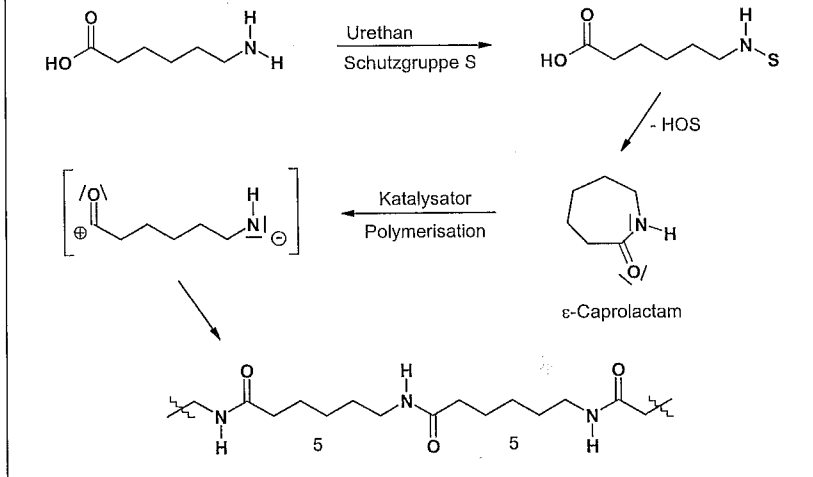
Wie sich später herausstellte, hatte Carothers diese Reaktion auch schon versucht, allerdings erfolglos. Schlack, der sonst bemüht war, unvoreingenommen nach der Devise Thieles zu handeln: „*Ich glaub's nicht, aber ich probier's*“ sagte später, daß er vermutlich die Polymerisation von Caprolactam nicht wieder versucht hätte, wenn ihm der Fehlschlag des von ihm hochgeschätzten Carothers bekannt gewesen wäre.



Paul Schlack im Alter
von 65 Jahren

Am Abend des 28. Januar 1938 haben Paul Schlack und sein Laborant Walter Ahrens ein abgeschmolzenes Glasrohr, gefüllt mit reinem ϵ -Caprolactam, 1/150 Mol Aminocapronsäurehydrochlorid und einer Spur Wasser in einem Bombenofen auf 240° erhitzt. Das Unerwartete trat ein. Als sie am Morgen des 29. Januar das Rohr öffneten, fanden sie ein hochelastisches Polyamid vor, das ohne Zersetzung schmolz. Aus der Schmelze ließen sich lange Fäden abziehen, die nach Ausrecken eine höhere Festigkeit als die Naturseide zeigten. Sofort war klar, daß damit eine schon fast perfekte Erfindung gelungen war. Mit einem unwahrscheinlich geringen Aufwand – neben dem Laboranten war nur noch ein Chemiestudent ohne Abschluß beteiligt – war dieser Erfolg erreicht worden. Für Schlack blieb es immer ein Rätsel, warum es Carothers nicht gelungen war, Caprolactam zu polymerisieren. Er vermutete, daß Carothers nach einigen Fehlversuchen seine

Perlon aus ϵ -Caprolactam nach Paul Schlack (1938)



Theorie bestätigt sah, wonach Polyamide nicht über Lactame als Zwischenverbindungen gebildet werden.

Die Erfindung wurde streng geheimgehalten. Schlack informierte nicht einmal seine Vorgesetzten, um eine vorzeitige Publicity zu vermeiden. Als er jedoch einige Wochen später IG-intern in Wolfen als Gutachter mitentscheiden sollte, welcher von zwei rivalisierenden Kollegen besser geeignet sei die DU PONT-Patente auf „Durchlässigkeit“ zu untersuchen, mußte er bekennen, daß er sich selbst ebenfalls mit der Polyamid-Problematik beschäftigte.

Nach Berlin zurückgekehrt, lud er seinen Chef, DR. KLEINE, zu einem Besuch ein. Als der nach einigen Tagen erschien, war alles bestens vorbereitet. In einem Labor war die Herstellung von Caprolactam im Kilomaßstab im Gange. In einem anderen Raum stand ein Ofen, in dem das Caprolactam polymerisiert wurde. Stäbe aus fertigen Polyamid lagen schon bereit, daneben ein Vorschlaghammer, mit dem Dr. Kleine versuchen sollte, einen dieser Stäbe zu zertrümmern – erfolglos. Schließlich stand in einem weiteren Raum eine kleine primitive Spinnapparatur, die aus der Schmelze den endlosen Polyamid-Faden lieferte. Dr. Kleine war überwältigt und begeistert,

als ihm dies alles in bester Regie vorgeführt wurde. Sein Resümee war: „Herr Schlack, das wird Ihre Lebensarbeit“. Damit sollte er recht behalten.

Bereits im Sommer 1939 konnte in einem kleinen Betrieb die Fabrikation von Perlondraht, Borsten und Fäden aufgenommen werden. Nach wenigen Monaten lag der erste DAMENSTRUMPF aus Perlon auf Schlacks Schreibtisch.

Die Verhandlungen der IG Farben mit DU PONT führten zu einem fair ausgehandelten Vertrag. Das wirtschaftliche Potential beider Erfindungen, die des Nylons und die des Perlons, waren vergleichbar einzuschätzen. Es bestand ein reger Erfahrungsaustausch, der erst auf Anweisung von Präsident Roosevelt im Frühjahr 1941 abgebrochen wurde.

Mit den Erfahrungen aus den ersten Berliner Anlagen, die fast bis zum Kriegsende betrieben werden konnten, wurde in LANDSBERG A. D. WARTHE eine große Perlonspinnerei gebaut, die 1943 in Betrieb ging und 10 Tonnen Perlonfaser pro Tag produzierte. Diese Anlage fiel 1945 fast unversehrt in russische Hände, die sie nach Klin bei Moskau deportierten und dort wieder aufbauten.

Für Paul Schlack und das gesamte Know-how seiner Erfindung begann mit Kriegsende eine wilde Odyssee durch deutsche Lande, die erst im schwäbisch-bayrischen Bobingen bei Augsburg ein glückliches Ende fand. Alles, was für eine Wiederaufnahme einer Perlonproduktion gebraucht wurde, war über viele Stationen in dieses kleine IG-Werk geschmuggelt worden. Schlack wurde kommissarischer Werksleiter der „Kunstseidefabrik Bobingen US Administration“.

Praktisch ohne finanzielle Mittel konnte in der alten Fabrik in Bobingen mit dem glücklicherweise gut gefüllten Rohstofflager eine bescheidene Produktion von Borsten aus Viskose in Gang gesetzt werden.

Durch den praktischen Vergleich einer Bürste mit Viskoseborsten und einer mit Perlonborsten konnte Schlack den US-Kontrolloffizier von den Vorteilen des Perlons gegenüber der Viskose überzeugen. Die Aussage des Kontrolloffiziers: „Very good, you make perlon-bristles“ deutete Schlack, ohne weiter nachzufragen, als „Produktionserlaubnis“ für Perlon. So kam es in Bobingen zur ersten Fabrikation von Perlonborsten in den Westzonen. Der benötigte Rohstoff, das Caprolactam, mußte allerdings über komplizierte Kompensationsgeschäfte aus Leuna herbeigeschafft werden.

Die Beschlagnahme der IG durch die Alliierten und die ungeklärte Rechtslage der Polyamidpatente verhinderten Pläne des damaligen bayerischen



Schlack mit Ludwig Erhard

Wirtschaftsministers LUDWIG ERHARD, ein Polyamidfaserwerk im strukturschwachen Chiemgau anzusiedeln.

So blieb es beim Standort Bobingen. Mit Mitteln aus dem Marshall-Plan wurde kurz nach der Währungsreform 1948 die erste Perlonfaserfabrik in den Westzonen aufgebaut, die zu Neujahr 1950 ganz ohne Anlaufschwierigkeiten in Betrieb ging. Schon im ersten Jahr wurden 500 Tonnen Fasern mit gutem Gewinn produziert.

Der Ausspruch seines einstigen Vorgesetzten Dr. Kleine **„Herr Schlack, das wird ihre Lebensarbeit“** – und er meinte dabei die neue Faser – bewahrheitete sich mehr und mehr. Schlack hatte ja nicht nur das Perlon erfunden, sondern auch die gesamte technologische Entwicklung mitgestaltet. Überall auf der Welt entstanden nach dem Krieg Produktionsstätten für Perlonprodukte, und in den meisten Fällen war Paul Schlack ein gesuchter Ratgeber beim Aufbau dieser Produktionsstätten.

Schlack hatte sich mit seiner großen Erfindung auch den Freiraum geschaffen, nun Forschung in einem größeren Rahmen zu betreiben. Schon in Bobingen beschäftigte er eine, wenn auch kleine, Patentabteilung nur mit seinen eigenen Ideen und Experimenten. Als dann im Zuge der IG-

Entflechtung die Kunstseidenfabrik Bobingen Teil der Farbwerke Hoechst wurde und Paul Schlack den Forschungsbereich Fasern der Hoechst AG übernahm, konnte er viele der Ideen, die sich im Laufe der Jahre bei ihm angesammelt hatten, mit einem großen Mitarbeiterstab verwirklichen.

Die UNIVERSITÄT STUTTGART hatte dann das Glück, Paul Schlack im Jahre 1961 als ersten Leiter des neu geschaffenen Instituts für Faserchemie zu gewinnen.

Der Aufbau dieses Instituts und der Umgang mit Studenten, Diplomanden und Doktoranden stellte für ihn eine neue Herausforderung dar, der er sich sehr gerne stellte. Mit den Lehr- und Forschungsaufgaben in Stuttgart bot sich ihm unerwartet die Chance, das zu tun, was immer sein Wunsch war, mit wissenschaftlicher Neugier den Fragen und Problemen nachzugehen, die ihn brennend interessierten. Es kam ihm dabei zugute, daß er in jeder Hinsicht – körperlich und geistig – jung geblieben war und er mit seiner Begeisterungsfähigkeit von neuen Ideen nur so sprühte. Sein phänomenales Gedächtnis hatte – auch wenn er selbst nicht ganz dieser Meinung war – kaum nachgelassen.

So wurden diese späten Stuttgarter Jahre mit Sicherheit ein Abschnitt seines Lebens, den er sehr genossen hat, zumal auch das persönliche Umfeld in seinem Haus in Stetten a. d. F. sehr harmonisch war.

Bei der Feier seines 80. Geburtstags im Dezember 1977 berichtete er vor einem großen Auditorium in einer mehr als einstündigen freien Rede spannend und mitreißend über die verschlungenen Pfade, die letztendlich zum Perlon geführt hatten.

Im Herbst 1987 waren in Berlin schon große Vorbereitungen zur gemeinsamen Feier seines 90. Geburtstags und des fünfzigjährigen Jubiläums der Erfindung des Perlons im Januar 1988 im Gange. Leider ist es ihm nicht mehr vergönnt gewesen, diese Feiern zu erleben. Er starb – für alle unerwartet – am 19. August 1997, vier Monate vor seinem 90. Geburtstag.

Die wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Leistungen von Paul Schlack wurden durch viele Auszeichnungen gewürdigt. Als letztes wurde er am 9. Mai 1987 im Ludwigsburger Schloss von Ministerpräsident Lothar Späth mit der Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg ausgezeichnet.

Die materiellen Früchte seiner bahnbrechenden Erfindung fielen weitgehend den unruhigen Zeitläufen zum Opfer. Er war sicher einer der letzten großen Einzelerfinder. Bei der wirtschaftlichen Bedeutung, die das Perlon sehr rasch erlangt hat, hätten unter heutigen Verhältnissen die Erfindervergütungen

sicher mehrere hundert Millionen Mark betragen. Paul Schlack hat davon sicher nur wenig profitiert, denn als die durch den verlorenen Krieg beschlagnahmten deutschen Patente wieder den Eigentümern zurückgegeben wurden, war das Perlonpatent fast abgelaufen. Im Gespräch mit ihm hatte man jedoch nie den Eindruck, daß er diesen entgangenen Millionenbeträgen besonders nachgetrauert hätte. Er war mit dem, was sein Leben ausgefüllt hat und dem was er erreicht hatte, zufrieden.

Ich komme zum Schluß und versuche die am Anfang gestellte Frage zu beantworten: „Was haben Bopserbrunnen, Blutfarbstoff und Perlonstrümpfe gemeinsam?“

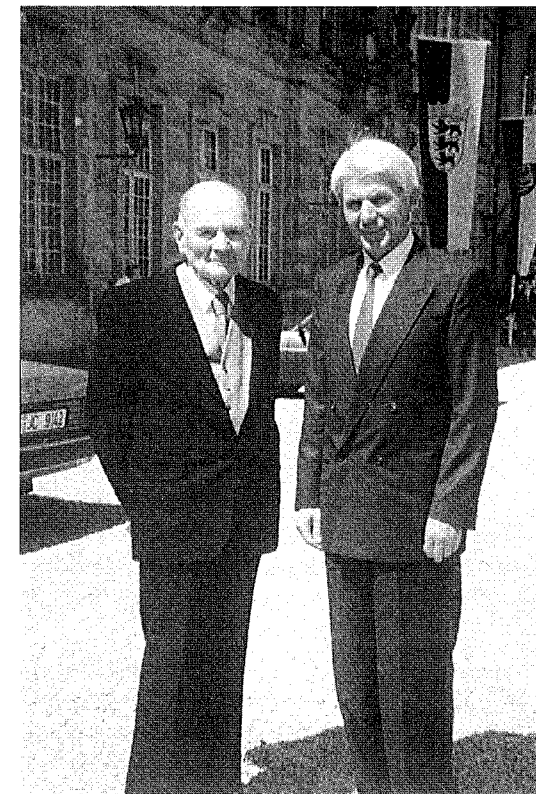
Hermann Fehling, William Küster und Paul Schlack waren – auch mit heutigen und internationalen Maßstäben gemessen – Forscher von allerhöchstem Rang.

Von jedem soliden Wissenschaftler kann erwartet werden, daß er mit seinen Arbeiten den Kenntnisstand in seiner Disziplin erweitert. Dies haben Fehling, Küster und Schlack in hohem Maße getan, sie haben aber darüber hinaus – und dies ist, was ihnen gemeinsam ist – mit ihren Arbeiten Bleibendes für die Menschheit und für die Gesellschaft geschaffen, was nur wenigen Wissenschaftlern beschieden ist.

Fehling als einer der ersten Anwender der chemischen Analytik in der Industrie und Begründer der chemischen Landesuntersuchungsanstalt, Küster als Entdecker eines fundamentalen Strukturprinzips biologischer Systeme und Schlack als Erfinder eines Polymers von überragender technischer und wirtschaftlicher Bedeutung.

Obwohl vom Charakter her sehr unterschiedlich, war ihnen gemeinsam, daß sie Ihren Ehrgeiz und ihre persönlichen Ambitionen immer der Sache, um die es ging, untergeordnet haben. Gemeinsam war ihnen auch, daß ihr Handeln und Tun von einer soliden schwäbischen Grundeinstellung geprägt war, auch wenn Fehling und Küster keine „geborenen“ Schwaben waren. Es lag ihnen deshalb nicht, für sich und ihre Leistungen die Werbetrommel zu rühren. So kommt es, daß auch heute noch die wissenschaftlichen Leistungen von Hermann Fehling und Paul Schlack, aber insbesondere die von William Küster, selbst in der Fachwelt wenig oder nicht bekannt sind und deshalb auch nicht entsprechend gewürdigt werden. Eine „Wiedergutmachung“ ist hier dringend geboten.

Im Verlaufe meiner Ausführungen wird Ihnen nicht entgangen sein, daß ich über drei Persönlichkeiten berichtet habe, die mir auch persönlich viel bedeuten.



Paul Schlack und
Franz Effenberger,
Mai 1987, wenige Monate
vor dem Tode Schlacks

Wenn es mir gelungen sein sollte, was ich hoffe, Ihnen mit den Arbeiten von Fehling, Küster und Schlack ein wenig die Bedeutung der Chemie für unser tägliches Leben näherzubringen, dann hätte diese Vorlesung ihre Aufgabe erfüllt.

Als „Auch Wahlschwabe“ wäre ich darüber hinaus sehr froh, wenn Sie etwas Stolz auf Ihre Stuttgarter Chemiker – zumindest auf die, die einmal hier gewirkt haben – empfinden könnten.

Quellen:

Volker Ziegler: „Hermann Fehling: Wissenschaftliche Leistung und biographische Notizen“, Magisterarbeit Universität Stuttgart 1998
Paul Schlack: „Leben und Wirken von William Küster“, Gedächtnisansprache Jahreshauptversammlung der GDCH, 28. 4. 1960 in Stuttgart
Paul Schlack: Vortrag am 22. 12. 1977 in Stuttgart

Die Bände 1 bis 38 der Schriftenreihe „Reden und Aufsätze“ erschienen im Zeitraum 1924 bis 1971.

1991 wurde die Reihe fortgeführt:

- Band 39/1995** Prof. Dr.-Ing. Karl-Heinz Hunken. Prof. Dr. rer. nat. Hartmut Zwicker. Prof. Dr. rer. nat. Franz Effenberger. Ihre Rektorate in Reden und Würdigungen. Hrsg. von Ulrich Sieber
- Band 40/1991** Jürgen Giesecke: Umweltforschung mit Schwerpunkt Wasserwirtschaft an der Universität Stuttgart
- Band 41/1991** 125 Jahre Institut für Kunstgeschichte. Universität Stuttgart. Hrsg. von Johannes Zahlten
- Band 42/1992** Beiträge zur Zeit. Vorträge, gehalten am 8. November 1991 aus Anlaß des 65. Geburtstages von August Nitschke. Hrsg. von Herwarth Röttgen
- Band 43/1993** Käte Hamburger. Reden bei der Akademischen Gedenkfeier der Universität Stuttgart für Frau Prof. Dr. phil. habil. Käte Hamburger am 8. Dezember 1992. Hrsg. von Jürgen Hering
- Band 44/1993** Baukultur und Technikfolgen. Vorträge, gehalten beim Fakultätsabend der Fakultät Bauingenieur- und Vermessungswesen aus Anlaß des 70. Geburtstages von Prof. Dr.-Ing. Volker Hahn. Hrsg. von Jürgen Hering
- Band 45/1993** Erstes Stuttgarter Bildungsforum. Reden bei der Veranstaltung der Universität Stuttgart am 18. Juni 1993. Hrsg. von Andreas Reuter
- Band 46/1994** Jürgen Joedicke: Architekturlehre in Stuttgart. Von der Real- und Gewerbeschule zur Universität
- Band 47/1994** Hans L. Merkle. Reden bei der Festveranstaltung aus Anlaß der Ernennung von Prof. Dr. h. c. Hans L. Merkle zum Ehrenbürger der Universität Stuttgart. 4. Februar 1994. Hrsg. von Heide Ziegler
- Band 49/1995** Artur Fischer. Reden beim Symposium aus Anlaß der Verleihung der Ehrendoktorwürde (Dr.-Ing. E.h.) an Senator E. h. Prof. Dr. phil. h. c. Artur Fischer durch die Universität Stuttgart am 9. Dezember 1994. Hrsg. von Jürgen Hering

- Band 51/1995** Zweites Stuttgarter Bildungsforum. Orientierungswissen versus Verfügungswissen: Die Rolle der Geisteswissenschaften in einer technologisch orientierten Gesellschaft. Reden bei der Veranstaltung der Universität Stuttgart am 27. Juni 1994. Hrsg. von Ulrich Engler
- Band 52/1996** Richard von Weizsäcker. Reden bei der Festveranstaltung aus Anlaß der Ernennung von Dr. Richard von Weizsäcker zum Ehrenbürger der Universität Stuttgart. 18. Dezember 1995. Hrsg. von Heide Ziegler
- Band 53/1996** Richard Döcker (1894–1968). Ein Kolloquium zum 100. Geburtstag. Hrsg. von Dieter Kimpel und Dietrich Worbs
- Band 54/1996** Mäzene, Stifter und Sponsoren. Symposion anläßlich des 70. Geburtstags von Dr. Dr. h.c. Marcus Bierich. Reden bei der Veranstaltung der Universität Stuttgart am 3. Mai 1996. Hrsg. von Heide Ziegler
- Band 55/1996** Christian Menn. Reden bei der Akademischen Feier aus Anlaß der Verleihung der Ehrendoktorwürde (Dr.-Ing. E. h.) an Prof. Dr. sc. techn. Christian Menn durch die Universität Stuttgart am 2. Februar 1996. Hrsg. von Jürgen Hering
- Band 57/1998** Prof. Dr.-Ing. Dr. h. c. Günter Pritschow. Reden zur Amtseinführung als Rektor der Universität Stuttgart am 6. November 1996. Hrsg. von Ulrich Sieber
- Band 58/1998** Hideo Nakamura. Reden bei der Akademischen Feier aus Anlaß der Verleihung der Ehrendoktorwürde (Dr. Ing. E. h.) an Prof. Dr.-Eng. Hideo Nakamura durch die Universität Stuttgart am 24. Oktober 1997
- Band 59/1998** Mamoru Kawaguchi. Reden bei der Akademischen Feier aus Anlaß der Verleihung der Ehrendoktorwürde (Dr. Ing. E. h.) an Prof. Dr.-Eng. Mamoru Kawaguchi durch die Universität Stuttgart am 24. Oktober 1997
- Band 61/1999** Drittes Stuttgarter Bildungsforum. Kolloquium „Ingenieurausbildung im Umbruch“ am 13. November 1998